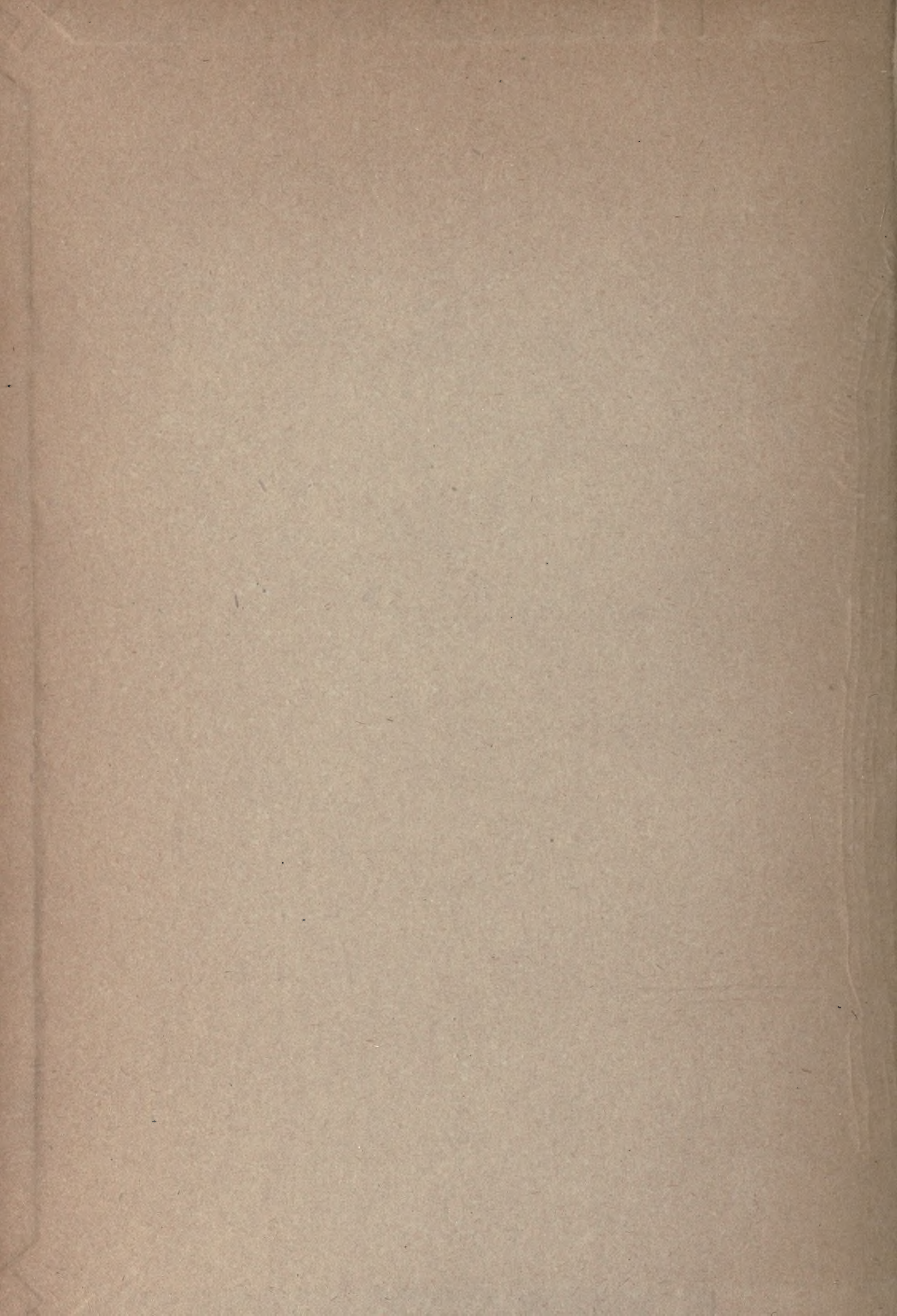
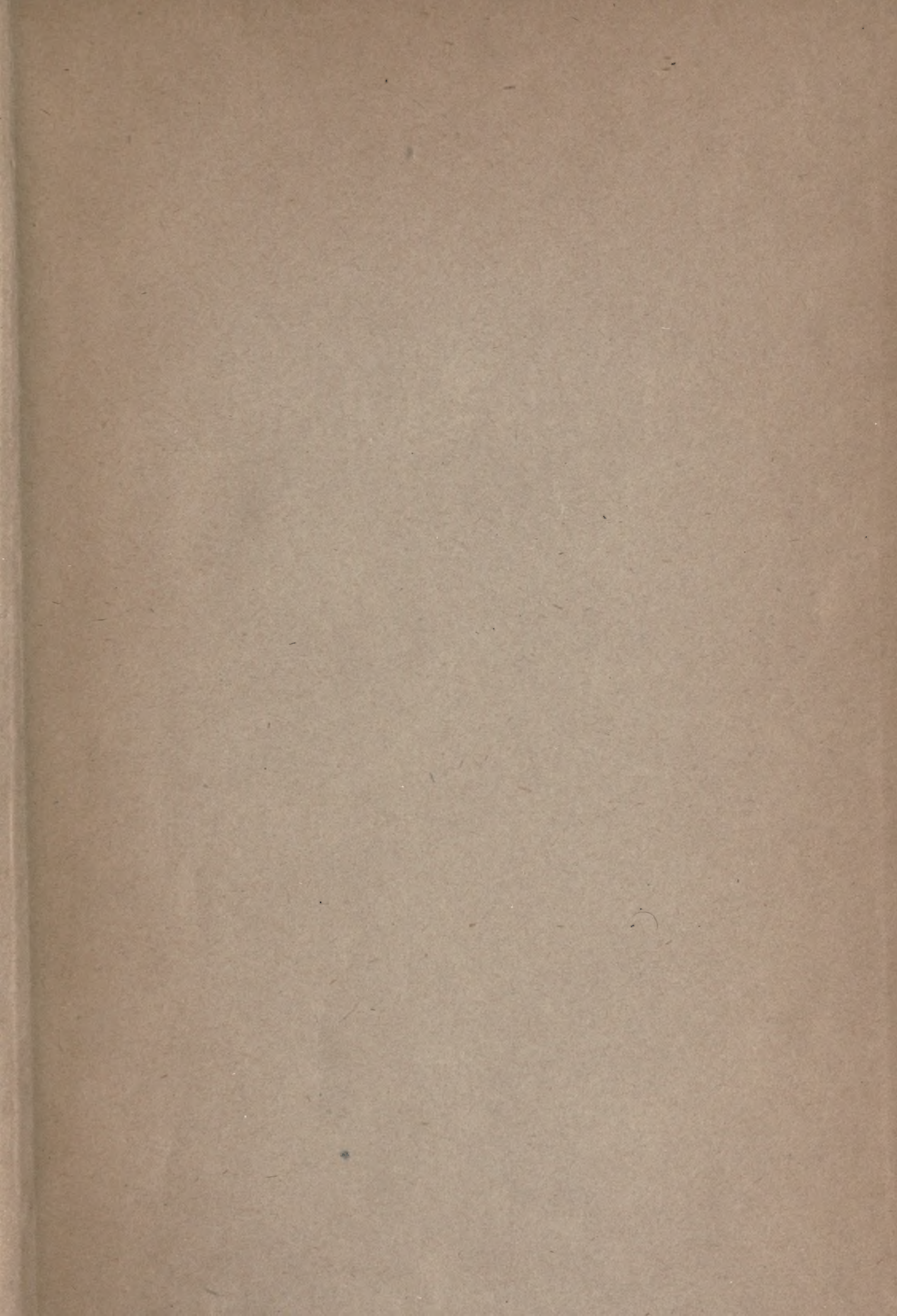
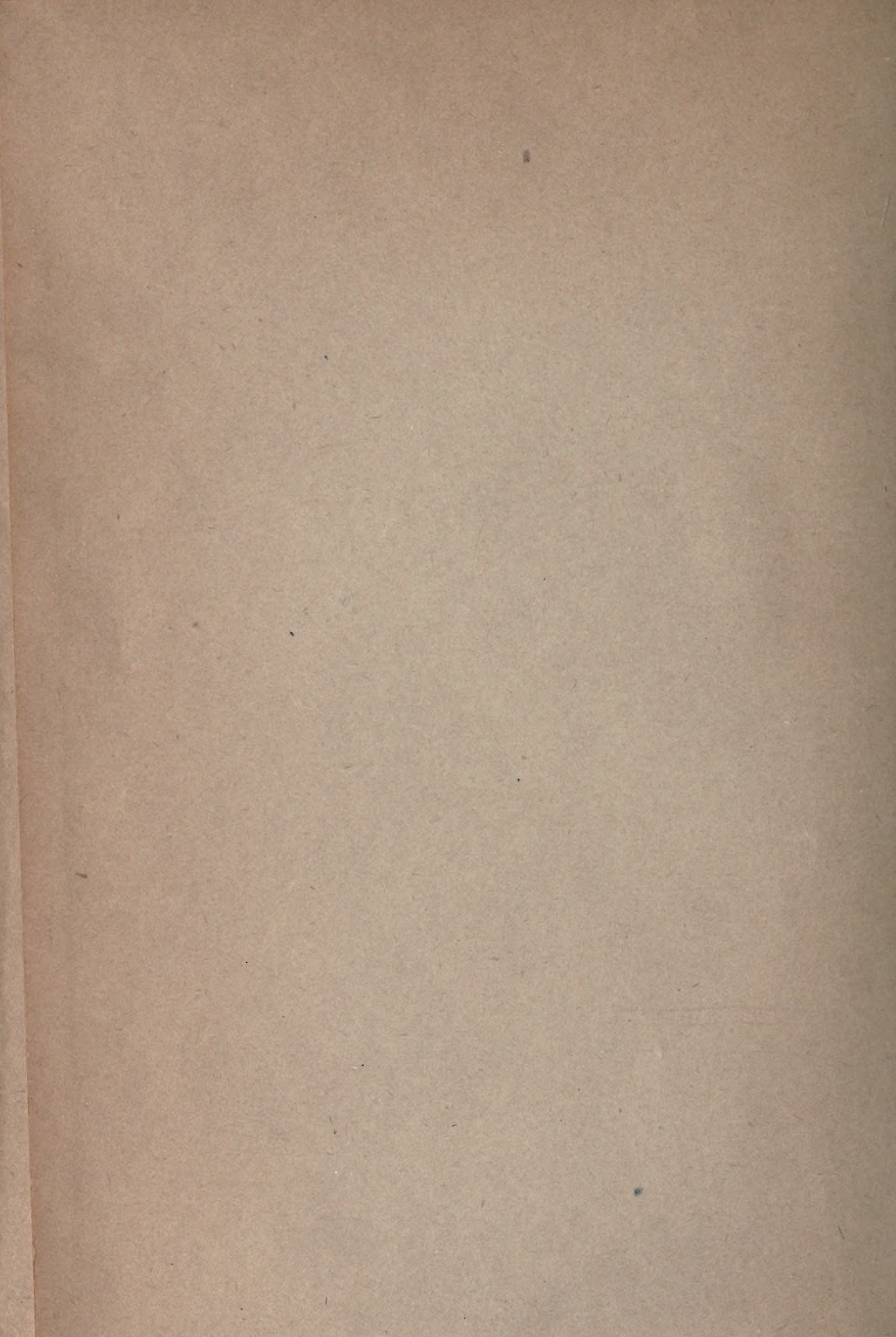
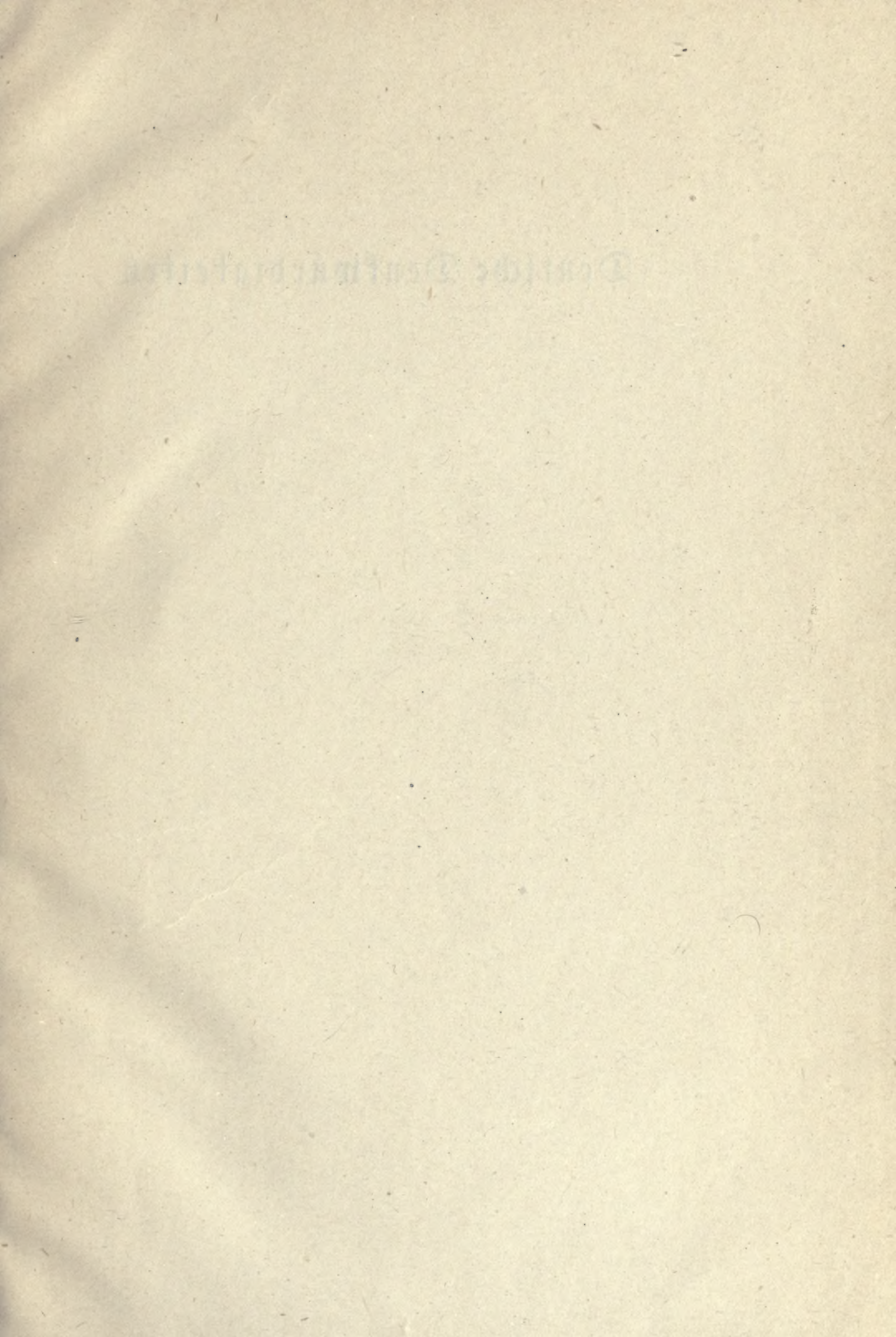
Stein / Erlebnisse

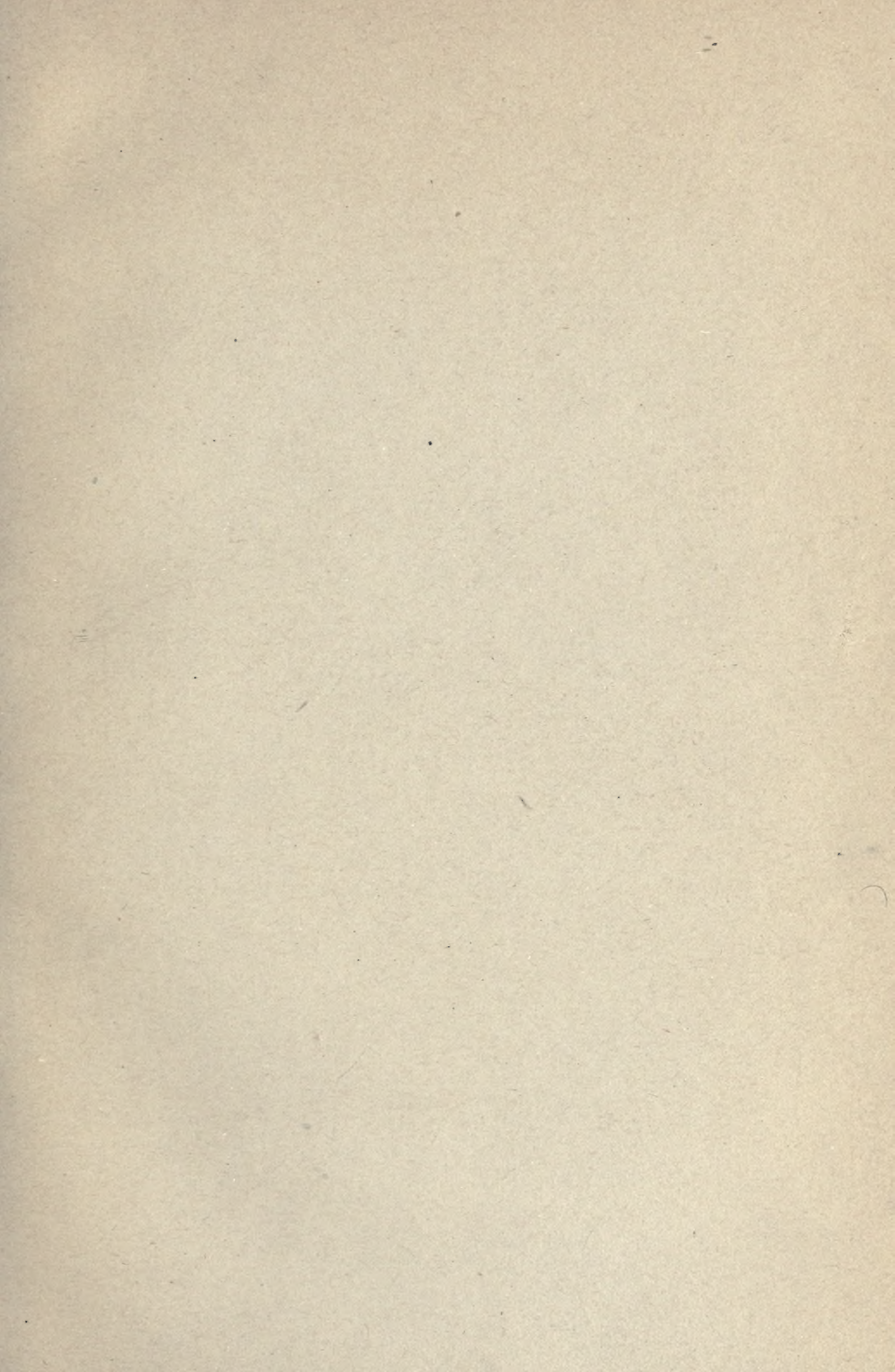








Deutsche Denkwürdigkeiten





Phot. A. Binder, Berlin

v. Stein

Erlebnisse und Betrachtungen

aus der Zeit des Weltkrieges

von

Dr. v. Stein
General der Artillerie z. D., Kriegsminister a. D.

Zweite Auflage



K. F. Koehler, Verlag, Leipzig
1919

Druck von J. B. Hirschfeld (A. Pries) Leipzig

Meinen Mitkämpfern an der Front
und meinen Mitarbeitern in der Heimat
gewidmet

Inhaltsverzeichnis.

Heimatlos.



Als der Weltkrieg ausbrach, verschloß ich mein Haus in Deutsch-Eylau und überließ meine Habe dem Schutze Gottes. Ich zog in den Krieg und meine Töchter suchten zunächst Unterkunft bei Verwandten und Bekannten. Als Deutsch-Eylau durch die Russen bedroht schien, wurden die Habseligkeiten durch fremde Leute aufgepackt und nach Berlin auf einen Speicher überführt. Meine Töchter folgten dem Ostheere als Pflegerinnen, mein Sohn focht gegen die Russen, während ich mich mit den Franzosen und Engländern herumschlug. Wir waren heimatlos geworden, aber der Dienst für Kaiser und Reich ersetzte Alles.

Als ich im Herbst 1916 zum Kriegsminister ernannt wurde, fand ich im Kriegsministerium zuerst nur dürftige Unterkunft, da die Dienstwohnung noch nicht frei war. Aber das Arbeitszimmer und ein Nebenraum genügten. Als meine Töchter aus Rußland eintrafen, um den Haushalt zu übernehmen, mußten sie sich ebenso unterbringen, bis die Wohnung frei war und ihre Prunkräume sich uns öffneten. Diese Dienstwohnungen bieten manches Schöne, sie sind mir aber mit ihrer fremden Ausstattung niemals heimatlich erschienen. Einige Zimmer habe ich mir daher mit eigenen Sachen eingerichtet, um bisweilen bei mir selbst zu sein in einer Umgebung, an die sich die Erinnerungen eines Lebens knüpften. Der größte Teil der Habe mußte auf dem Speicher bleiben. Wie viel ist da verloren gegangen und verdorben, das einst mühsam erworben, sorgsam gehütet und gepflegt war!

In meiner Kindheit hat es mir einmal einen tiefen Kummer gemacht, als ein anderer Junge zu meinem Bruder und mir sagte:

„Ihr habt kein Haus; wenn euer Vater stirbt, müßt ihr heraus.“ Wir wußten damals gar nicht, daß wir eine Dienstwohnung bewohnten. Auch eine solche kann eine Heimat sein, wenn sie beibehalten wird, bis die Kinder selbständig geworden sind. Ich erinnere mich gern an das alte, enge und einfache Pfarrhaus, in dem ich meine Kindheit zugebracht und noch oft als Erwachsener eine Zuflucht gefunden habe. Andere sind schlimmer daran, die von einer Mietswohnung in die andere ziehn. Sie sind Nomaden geworden. Aber das Empfinden dafür ist verloren gegangen. Als ich im Herbst 1918 von der Stellung als Kriegsminister enthoben wurde, konnte ich trotz aller angewandten Mittel in Berlin und Umgebung keine Wohnung bekamen. Umzügen in die Ferne standen Schwierigkeiten des Verkehrs entgegen. Vielen ist es ebenso gegangen. Täglich konnte man in den Zeitungen Anzeigen finden, in denen Hunderte von Mark dem geboten wurden, der eine Wohnung nachweisen könne. Da schien weiteres Suchen aussichtlos. Aber die Dienstwohnung mußte geräumt werden. Es blieb also nichts übrig, als den Hausrat wieder dem Speicher anzuvertraun, der ohnehin noch den größten Teil in sich barg. Ich wäre obdachlos gewesen, hätte ich nicht noch einige ausgeräumte Zimmer des Kriegsministeriums benutzen dürfen. Der unbehagliche und peinliche Aufenthalt verlängerte sich durch Erkrankung aller Dienstboten an der Grippe; die treuen Leute durften nicht im Stich gelassen werden. Das Verlassen und Wiederbetreten des Hauses wurde durch die Überwachung seitens der Soldatenräte und ihrer gleichgesinnten Wachmannschaften erschwert, so daß man sich fast wie in Gefangenschaft vorkam. Die Wachen zeigten oft herausforderndes Wesen und fühlten sich als Herren.

Wie vielen Wohnungslosen mag es in dieser Zeit ähnlich ergangen sein und wie vielen wird es noch ebenso ergehn. Dabei

denke ich in erster Linie an unsere heimgekehrten und heimkehrenden Krieger. Jahrelang haben sie im fremden Lande gelebt, oft ohne Dach über sich, aber den Tod um sich. Wo finden sie jetzt den eigenen Herd? Schon nach dem kurzen und siegreichen französischen Kriege traten Schwierigkeiten in der Unterbringung auf. Dieses Mal sollte alles gut vorbereitet sein. Der unglückliche Ausgang des Krieges und die Wirren in der Heimat haben die Vorbereitungen unterbrochen. Mancher wähnt, es müßten Wohnungen zur Genüge vorhanden sein, da viele Tausende nicht wiederkehren. Das ist ein Trugschluß. Die Witwen mit ihren Kindern sind geblieben, viele Familien sind neugegründet und die Massen strömen nach den Anziehungspunkten der Großstädte. Daher wird die Not nicht überall die gleiche, aber gewiß dort am stärksten sein, wo sie die schwersten Folgen hat.

Wenn ich mich recht erinnere, wurde und wird vielleicht noch der Familienvater mit dem Arbeitshause bedroht, der seiner Familie kein Obdach verschaffte. Als letzte Zuflucht blieb da oft selbst ordentlichen Leuten nur das Armenhaus. Reuter hat in seinem Gedicht „Kein Hüsung" schauerlich ergreifend geschildert, wie auch ein ganz bescheidenes Glück an dem fehlenden Heim zugrunde geht.

Hier liegt eine Not vor, die zu beheben Aufgabe des Staates und aller Mitbürger sein muß. Sollten wir wieder mehr seßhaft werden, so wird es eins der Mittel zur Gesundung sein. Die Sehnsucht danach ist vorhanden. Vollkommener wird dieses Mittel werden, wenn nicht nur das Dach über dem Haupte steht, sondern auch irgendein Stücklein Land die Verbindung mit der Natur und der Schaffenskraft der Erde herstellt. Wer hat sich in der Großstadt den Kopf zerbrochen, woher die Bedürfnisse des täglichen Lebens stammen? Das Brot liefert der Bäcker, das Gemüse spendet der Grünkramkeller, die Milch entspringt dem

Milchwagen. Weiter reichten die Gedanken nicht. Die Not der Zeit hat den Blick geweitet. Zunächst ist dadurch ein Zwiespalt zwischen Stadt und Land entstanden, der erst wieder beglichen werden muß, ehe die Erkenntnis Segen bringen kann. Der Mann draußen im Schützengraben hat das Wachsen der Pflanzen beobachten gelernt, wenn es ihm vorher entgangen war; er hat Blumen gepflegt und Gemüse in bescheidenen Beeten gezogen. Diese Erfahrung darf nicht verloren gehn. Die noch lange Zeit andauernden Schwierigkeiten der Ernährung zwingen zur Mitarbeit an der Erzeugung der einfachsten und notwendigsten Lebensmittel. —

Ich wollte Berlin verlassen. Die Zeugen der großen preußischen und deutschen Vergangenheit taten mit ihren stummen Klagen und Anklagen so weh. Nur eine Freude gab es noch, den Einzug der ersten Truppen. Manch einer der erprobten Krieger vergoß bittere Tränen. Wer ausgezogen war in heller Begeisterung und bereit zu sterben für seines Vaterlandes Ehre und Größe, der konnte allerdings weinen über der Schmach und der Schande, über der Treulosigkeit und dem Verrat. Aber die preußischen und deutschen Fahnen flatterten wieder im Winde. Sollten sie nur von der Vergangenheit reden oder auf eine neue Zukunft weisen? Sie allein konnten den Abschied schwer machen. Von dem größten Teil des Volkes, das die Straßen füllte, konnte man dies nicht behaupten. Viele schienen kein Empfinden zu haben für die Schwere und die Schmach der Zeit. Sie lachten und trieben Possen. Unter den hausierenden Händlern boten Feldgraue ihren Kram zum Verkauf. Einige riefen Zeitungen und Schriften aus. Wie Selbstverhöhnung und Selbstbeschuldigung klang ihr Ruf beim Anpreisen eines Heftes: „Wilhelm der Letzte!" Berlin war eine verkommene Stadt geworden. Also fort! Auf dem Bahnhofe gab es noch einen kurzen, aber

herzlichen Abschied von unsern Leuten. Meine Burschen hatten die ganze Kriegszeit mit mir durchlebt. Das verbindet für das ganze Leben. Sie waren treu gewesen in guten wie bösen Tagen, daher werde ich sie immer zu den Meinen zählen.

Das Glück war uns gewogen; wir fanden nicht nur Platz in dem überfüllten Zuge, sondern auch freundliche Reisegefährten. Der Harz war unser Ziel, an dessen Fuße meine Wiege gestanden. Die alte Heimat nahm den Heimatlosen wieder auf. Im Flecken Braunlage unter dem Brocken fanden wir Unterkunft. Dort sind diese Blätter in dem freundlichen und gastlichen Hause Dümling geschrieben. Keine Bücher, keine Aufzeichnungen oder andere Hilfsmittel hatten mich begleitet. Aus dem Gedächtnis ist niedergeschrieben, was ich erlebt und dabei gedacht habe. Daher mag manches raum- und zeitlos erscheinen. Der eigene Blick wird durch die Nähe der Ereignisse und die einseitige Kenntnis der Zusammenhänge beeinflußt gewesen sein. Aber es ist vielleicht nicht ohne Wert, unmittelbar aus der Erinnerung zu schöpfen. —



Persönlichkeiten.



Berufene und Unberufene mögen sich darüber streiten, ob Persönlichkeiten oder Massen die Geschichte machen. Ich lasse mir die Überzeugung nicht rauben, daß die Persönlichkeiten den größten Einfluß auf den Gang des Geschehens haben und seine Richtung zu bestimmen vermögen. Die Ereignisse der Zeit bestärken mich darin, da ich sehe, daß die Massen nur zu zerstören geneigt sind, und da ich höre, daß alles nach einem Manne schreit. Daher mögen in diesen Blättern Männer voranstehn, die zwar nicht wie Bismarck ihre Zeit bestimmt haben, die aber auf ihrem militärischen Sondergebiete bestimmend gewirkt und dadurch Einfluß auf diesen Krieg gehabt haben. Nicht ihre Lebensgeschichte will ich wiederholen, sondern nur einiges hervorheben und überdenken, zu dem mir irgendeine persönliche Beziehung zu ihnen oder zu ihrer Tätigkeit Veranlassung bietet. Wenn ich dabei auch rein menschliche Seiten berühre, so geschieht es in der Absicht, diese Personen menschlich näher zu bringen und den Fehler zu vermeiden, Menschen übermenschlich darzustellen.

Der Feldmarschall Graf von Moltke.

Ein alter Offizier aus dem Feldzuge 1870/71 hat mir zu Anfang des Jahres 1918 gesagt: „Wenn der alte Moltke da wäre, so hätten wir längst gesiegt und den Krieg beendet." Die Worte zeigen das unbegrenzte Vertrauen, das dieser große Generalstabschef genossen hat. Er hat es nicht von Anfang an gehabt. Sogar noch nach seinen Erfolgen haben mir recht kluge Leute gesagt, daß sie andere Generale höher bewerteten.

Gewöhnlich wurde dabei Blumenthal genannt. Nun wird heute niemand an der hervorragenden Größe des Feldmarschalls zweifeln. Wodurch ist sie auch dem einfachsten Verstande zur Gewißheit geworden? Durch den Erfolg! Hätten Hindenburg und Ludendorff bis zuletzt Erfolge gehabt, so würden sie heute von der jubelnden Menge in den Himmel gehoben werden. Aber jetzt glaubt jeder Hansnarr über sie abfällig urteilen zu dürfen. Von Moltke stammt das Wort, daß schließlich nur der Tüchtige Erfolg hat. Aber nicht jeder Tüchtige hat Erfolg gehabt und wird es auch in Zukunft nicht haben, trotz des anderen Wortes aus weniger bedeutsamem Munde: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Viele große Führer sind letzten Endes gescheitert und untergegangen, von Hannibal bis Napoleon. Auch die gewaltigste Größe kann beeinträchtigt werden durch die Kleinheit der andern. — Das obengenannte Wort des alten Offiziers ist nicht ohne weiteres als zutreffend hinzunehmen. Die Verhältnisse des Weltkrieges können mit denen des französischen Krieges nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden. Hinter Moltke standen die einfache, aber charaktervolle und abgeschlossene Persönlichkeit des alten Kaisers Wilhelm und die alles überragende Größe Bismarcks. Das französische Heer hatte sich noch nicht vom Krimkriege, vom italienischen Kriege, geschweige von dem mexikanischen Abenteuer erholt. Wir hatten eine vorzügliche Armee mit den Erfolgen zweier Feldzüge und mit der zahlenmäßigen Überlegenheit. Nun braucht man keineswegs auf den Satz zu schwören, daß Gott immer bei den stärksten Bataillonen, also bei der Überlegenheit, sei. Das Gegenteil ist oft genug der Fall gewesen, ohne daß man gerade auf Leuthen oder noch weiter zurückgreifen muß. Trotzdem ist Wahres daran. Die stärksten Bataillone kann sich heute ein Führer nicht schaffen. Sie müssen schon im Frieden bereitgestellt sein. Dabei haben viele Leute

mitzureden. Der Führer kann sie bisweilen durch seine Kunst ersetzen, indem er Massen auf den entscheidenden Punkt vereinigt und sich an anderen Stellen mit schwächeren Kräften begnügt. Diese Kunst hat aber ihre Grenzen. Wir sind in diesem Kriege zahlenmäßig immer unterlegen gewesen. Trotzdem sind Siege erfochten und feindliche Siege verhindert worden. Auf der entscheidenden Kampffront brachte der Gegner seine Überlegenheit zuerst nur auf schmalem Raume zur Anwendung. Da war es möglich, gleiche Kräfte entgegen zu stellen, weil andere Fronten nicht angegriffen wurden. Später wählte er immer breitere Angriffsfronten, bis er endlich begriffen hatte, daß seine Überlegenheit nur zur Geltung kommen könne, wenn er auf der ganzen Front angriff. Sein zahlreiches Gerät und die amerikanische Hilfe erlaubten es ihm. Trotzdem hat er sein Ziel, unsere Armeen durch den Angriff kampfunfähig zu machen, nicht erreicht. —

Die Gesetze der Kriegführung sind uralt und einfach, aber keineswegs immer einfach zu befolgen. Obschon zu allen Zeiten gültig und unveränderlich, sind sie oft vergessen und verloren gegangen. Sie konnten sogar zur Spielerei ausarten, wie zu den Zeiten der Condottieri, wo man sich möglichst ohne Blutvergießen durch künstliche Schachzüge matt zu setzen suchte. Der erste Grobian, der mit dem Schwerte dreinschlug und diese künstlichen Regeln übersprang, warf das Truggebilde über den Haufen. Die großen Führer haben die alten Gesetze immer wieder hervorgeholt. Clausewitz hat sie in der Lehre vom Kriege entwickelt und dem preußischen Heere als Erbe hinterlassen. Die Art der Darstellung ist leider für das heutige Verständnis wenig geeignet, so daß besondere Erklärungen nötig sind. Moltke hat diese Gesetze in der Lehre und in der Anwendung klar hingestellt. Die Vernichtung des Feindes wird erreicht durch die Umfassung

und in der vollendetsten Form durch die Einschließung, wie es Tannenberg als Muster gezeigt hat. Wir finden sie in ähnlicher Form unter Moltkes Leitung nur einmal bei Sedan. Die Umfassung hat bei Wörth und bei St. Privat zum Siege geführt. Bei Wörth gelang sie erst nach schweren Kämpfen und unvollkommen; bei St. Privat ist sie nicht planmäßig durch die Heeresleitung, sondern durch den Entschluß der Unterführer herbeigeführt. So einfach ist es also nicht, diese einfachen Gesetze zu befolgen. Jetzt glaubt mancher, sie seien durch diesen Krieg überholt. Aber dieser Krieg litt dort, wo schließlich die Entscheidung lag, an der Gebundenheit der Operationen. Es müßte erst nachgewiesen werden, daß dies eine Notwendigkeit gewesen sei.

Eine wenig bekannte Schrift Napoleons zieht einen Vergleich zwischen dem général de terre und dem général de mer. Dieser übersieht sein Gefechtsfeld und die feindlichen Bewegungen, für jenen sind sie mehr oder weniger dem Blick entzogen. Er hat daher eine besondere Gabe nötig, die Napoleon Divination nennt, also etwas Übersinnliches. Moltke findet sie darin, daß man dem Gegner vernünftige Maßnahmen zutraut und sich darauf einrichtet. Auch das ist keine leichte Forderung. Zu ihrer Erfüllung gehört ein klares, unbefangenes Urteil, damit man nicht in den Fehler verfällt, dem Feinde als Vernünftiges zuzumuten, was dem eigenen Wunsche entspricht. —

Ich bin mit dem alten Moltke nur einmal in Berührung gekommen. Als ich zum Generalstabe als Leutnant kommandiert war, verabschiedete er sich im August 1888. Seine letzten Abschiedsworte sind uns im Umdruck ausgehändigt. Die Ausbildung der Offiziere hat er auch dann noch weiter verfolgt und an den großen Schlußaufgaben regen Anteil genommen. Seine Grundsätze für die Ausbildung der Generalstabsoffiziere sind bis zum jetzigen Kriege maßgebend geblieben. Über seine General-

stabsreisen, seine taktischen und operativen Aufgaben ist Besseres geschrieben, als ich zu geben vermag. Aus kleinen Verhältnissen sind sie nach und nach weiter entwickelt. Betrafen sie zuerst gemischte Abteilungen und Divisionen, so haben sie sich schließlich mit Armeen und Heeren beschäftigt. Aber die sichere Grundlage ist auch bei seinen Nachfolgern dieselbe geblieben. Ähnliches gilt von der Bearbeitung der fremden Heere, der Festungen, der Landesaufnahme, der Kriegsgeschichte und der Mobilmachungsvorarbeiten.

Als Chef der Operationsabteilung habe ich die Vorbereitungen Moltkes für den Krieg kennen gelernt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß große Führer, die immer den Angriffsgedanken verfolgt haben, im Alter zur Verteidigung neigen. Auch Clausewitz stellt sie als die stärkere Seite hin. Moltke hat nach 1871 danach gehandelt. Aber beide vertraten nicht die starre Verteidigung, sondern wollten nach der Abwehr des Angriffs selbst zum Angriff übergehn. Die Ausführung ist keineswegs leicht. Aus der neueren Kriegsgeschichte ist mir kein Beispiel bekannt, wo unmittelbar aus der Verteidigung im großen Stile zum Angriff übergegangen wäre. Die Bevorzugung der Verteidigung kann verschiedene Ursachen haben. Sie können in der geringeren Stärke oder in dem geringeren Werte der Truppen bestehn; aber auch die Scheu vor den großen Verlusten des Angriffs kann dazu führen. Bei Moltke waren andere Gründe bestimmend. Das Heer sollte in Lothringen aufmarschieren und den französischen Angriff erwarten. Der Grund war einfach. Wir hatten keine Eroberungsabsichten und hatten alles erreicht. Das Erreichte sollte behauptet werden, während die Franzosen Verlorenes wieder gewinnen wollten. Daher bei Moltke die Verteidigung und damit verbunden die Auswahl von Stellungen. Ging der Feind durch Luxemburg und Belgien gegen den un-

teren Rhein vor, so sollte rechts abmarschiert und über die Mosel die feindliche Flanke angegriffen werden. Die Verteidigung war also nicht Selbstzweck und blieb mit dem Angriffsgedanken verbunden. Moltke arbeitete nicht mit erdachten Gebilden, sondern mit Wirklichkeiten. Bis zur Berührung mit dem Feinde wollte er die Bewegungen bestimmen. Alles Weitere bezeichnet er als ungewiß und unsicher. In diese Ungewißheit hineinzugehn, darf sich nicht scheuen, wer siegen will. Dazu ist der Entschluß und seine Durchführung nötig, der von dem Laien und auch von manchem Kritiker viel zu gering veranschlagt wird. Seine ganze Schwere kann nur ermessen, wer im Kriege selbst vor ihn gestellt gewesen ist. Man darf sich aber keineswegs blind in die Ungewißheit stürzen, sondern muß sich klar geworden sein, was der Feind verständigerweise tun kann, um danach selbst zu handeln. Das spielt sich nicht so einfach ab, wie es der Einfachheit der Gesetze der Kriegführung zu entsprechen scheint. Dazu sind die Erscheinungen des Krieges zu wechselnd und zu vielfach. Die Art des Gegners und die von ihm erhaltene Kenntnis kann besondere Verfahren fordern oder zulassen. Von Goeben erzählt man, er habe seinen Gegner Faidherbe näher kennen lernen wollen. Dazu habe er den mit den Pferden gefangen genommenen Reitknecht desselben nebst einem höflichen Briefe an ihn zurückgesandt. Als Faidherbe durch einen langen Brief dankte, habe Goeben nach Kenntnisnahme des Inhalts gesagt: „Nun kenne ich meinen Mann." — In den meisten Fällen wird man seinen Gegner erst durch das Gefecht kennen lernen. Daher sollte man ihn beim ersten Zusammentreffen recht hoch bewerten. So gibt es viele Lehren im Rahmen der Gesetze, ohne daß sie für jeden möglichen Fall aufgestellt werden können. Ihre Anwendung muß dem schöpferischen Geiste des Führers entspringen. Von Moltke sind alle seine Mitarbeiter

überzeugt gewesen, daß er in jedem Falle eine Lösung gefunden haben würde. —

Graf Moltke war bei aller Entschlußkraft keine Kampfesnatur. Er hat sich selbst mancher Schwächen geziehn, die er auf die Verhältnisse seiner Jugend und Erziehung zurückführte. Trotzdem hat er selbst Bismarck gegenüber seine als richtig erkannte Ansicht durchgesetzt. Auch damals hat es Meinungsverschiedenheiten zwischen politischer und militärischer Leitung gegeben. Es ist nicht möglich, zwischen beiden Gebieten eine so scharfe Grenze zu ziehn, daß sie sich nicht berühren. Graf Hertling hat einmal in einer Besprechung mit der obersten Heeresleitung versucht, dies zu erreichen. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß der militärische Leiter gedeckt sei, wenn seine Ansicht von dem politischen Leiter und dem Kaiser nicht angenommen würde, und daß er dann keine Veranlassung habe zurückzutreten. Der politische Leiter müsse aber zurücktreten, wenn die Entscheidung des Kaisers gegen ihn falle. — In dieser scheinbar einfachen Form ist eine Lösung nicht möglich. Bismarck hat nach den Kämpfen bei Metz die Ansicht vertreten, die Armeen könnten nun stehen bleiben und das Weitere abwarten. Moltke hat dies abgelehnt, da ihm dadurch die Möglichkeit einer sicheren und schnellen Entscheidung aus der Hand genommen wäre. Politik und Kriegführung werden immer miteinander einen Ausgleich eingehen müssen, wenn ihre Leitung nicht in einer Hand liegt, wie bei Friedrich dem Großen. Unter dem alten Kaiser Wilhelm haben die Reibungen zwischen Politik und Kriegführung keinen besonderen Schaden angerichtet. Das damalige Geschlecht war größer als das unsere. Es verstand alle Interessen dem einen großen Ziele unterzuordnen, dem Siege.

Die Auffassung des alten Kaisers hat Moltke immer gewürdigt. Bei Ansichtsverschiedenheiten suchte er eine ver-

mittelnde Stellung, die beide Teile befriedigte. Ich erwähne dies, weil einer seiner Nachfolger, Graf Schlieffen, ihm darin ähnlich war.

Eine Erzählung überliefert, daß Bismarck, Roon und Moltke nach Vollendung ihrer Werke einst zusammen gewesen seien. Einer der beiden ersteren habe gefragt: „Was bleibt uns nun im Leben noch zu tun übrig?" Darauf habe Moltke geantwortet: „Einen Baum pflanzen!" Ihm konnte der Baum nach menschlichem Ermessen kaum noch Schatten oder Früchte spenden. Er dachte also an die Nachfolgenden. Das sollten wir heute auch tun, wo die deutsche Eiche zersplittert ist. Die Arbeit an dem Wiederaufbau wird uns Alten keine Frucht mehr tragen; sie soll der Zukunft dienen. Dann ist es aber hohe Zeit, daß dem Vernichtungswerke im eigenen Hause ein Ende gemacht wird. —

Generalfeldmarschall Graf von Waldersee.

Graf Waldersee ist nur kurze Zeit, von 1888 bis 1891, Generalstabschef gewesen. Ich habe ihn dienstlich nur gelegentlich der Besprechung von taktischen Aufgaben kennen gelernt. Mit seinen Aufmarschplänen habe ich mich später zu beschäftigen gehabt.

Die französischen Sperrforts gegenüber der Westgrenze konnten den Schluß auf Verteidigungsabsichten der Franzosen zulassen. Sie konnten aber auch zum Schutze des Aufmarsches dienen, nach dessen Beendigung der Feind zum Angriff schreiten wollte. Als mit den verbündeten Franzosen und Russen zu rechnen war, mußte anders geurteilt werden. Die Franzosen konnten hinter den Sperrforts den langsameren Aufmarsch der Russen abwarten, um dann zugleich mit ihnen vorzubrechen. Soweit durfte es nicht kommen. Graf Waldersee beschäftigte sich daher wieder mit dem Angriff. Es galt, ein Mittel zu

finden, die Sperrforts schnell zu brechen. Dazu wurde die schwere Artillerie des Feldheeres geschaffen, die aber noch eine längere Entwicklungszeit erleben sollte, ehe sie diesen Namen erhielt und mit Recht trug. Schwere Geschütze sollten den Armeen folgen, um die Sperrforts niederzulegen. Graf Waldersee fand den richtigen Mann für diese Schöpfung in dem Hauptmann Deines, dem späteren General der Artillerie von Deines. Er ist der Vater dieser neuen Waffe geworden und hat ihr sein ganzes Leben gewidmet. Ich habe unter ihm gearbeitet und einiges von seiner Tätigkeit gesehen. Durch Schaffung dieser Waffe hat er der Fußartillerie den Weg zu einer neuen und großen Entwicklung geebnet. Ihre ruhmvolle Tätigkeit hat dieser Feldzug gezeigt; General von Deines hat sie nicht mehr erlebt. Zuerst machten nur wenige Batterien mit ermieteten Fuhrleuten und Pferden die ersten Versuche. Die volle Höhe hat diese Waffe erst unter Waldersees Nachfolger erreicht.

Es ist damals nicht dazu gekommen, die Sperrforts anzugreifen. Ohne Zweifel wäre es ein kühnes Unternehmen gewesen, gegen das feindliche Heer vorzugehen, das durch die Forts gedeckt war und bei ihnen Anlehnung und mächtige Unterstützung fand. Graf Waldersee war nicht der Mann, vor kühnen Unternehmungen zurückzuschrecken. Kraftvoll und zielbewußt, kannte er keine Furcht, auch keine Menschenfurcht.

Die Aufmarschpläne damaliger Zeit zeigen eine einfache bisweilen skizzenartige Form. Sie genügten für die Stärke der aufmarschierenden Truppen. Raum stand genug zur Verfügung, da die Korps neben- und hintereinander, also nach der Tiefe, versammelt werden sollten. Später genügte diese Form nicht mehr.

Die Ausbildung der Offiziere betrieb der Graf mit demselben Eifer wie sein großer Vorgänger. Seine taktischen Aufgaben

sollen bisweilen den alten Moltke entzückt haben. Eine derselben hat ihm seine Stellung gekostet. Der Kaiser beteiligte sich bei den Aufgaben. Bei der Besprechung einer solchen verfocht Waldersee dem Kaiser gegenüber seine Ansicht in scharfer Weise. Der Gegensatz war nicht zu überbrücken, wie es vielleicht Moltke und Schlieffen gelungen wäre. Daher trat er als Chef des Generalstabes zurück. Die Folgezeit hat bewiesen, daß er sich trotzdem der Zuneigung und Achtung des Kaisers weiter erfreut hat. —

In seiner offenen, fast derben Weise sagte er einmal zu uns Leutnants kurz vor der Entscheidung über die Versetzung in den Generalstab: „Nun lassen Sie mich aber mit Ihren Tanten in Ruhe, die für Sie betteln. Ich achte nicht auf sie.“ Es gab aber doch Leute, die an den Einfluß der Tanten glaubten. Der Neid spielt leider im Leben überall eine Rolle, auch bei Bewerbungen um ersehnte Stellungen. Die Leute neigen einmal dazu, sich selbst das Zeugnis der Tüchtigkeit vor andern auszustellen. Gelehrsamkeit allein kann für viele Stellungen nicht maßgebend sein; die Persönlichkeit ist oft viel wichtiger. Jedenfalls hat die Auswahl für den Generalstab bewiesen, daß nur selten ein Mißgriff vorgekommen ist; ein solcher ließ sich überdem sehr leicht verbessern. Ich darf mir vielleicht vor anderen ein Urteil darüber erlauben, da ich damals nicht zu den Auserwählten gehörte. Wenn ich mir heute die Kameraden desselben Kreises in das Gedächtnis zurückrufe, die damals ausgewählt wurden, so muß ich gestehen, daß die Auswahl gut war. Sie alle haben in diesem Kriege eine hervorragende Rolle gespielt. Mir aber hat es nicht geschadet, daß ich längere Jahre im Truppendienst zugebracht habe, ehe ich später in den Generalstab versetzt bin. —

Graf Waldersee hat sich viel mit Politik beschäftigt. In

den Ausbildungsgang seiner Offiziere hat er sie nicht aufgenommen. Die Armee sollte freibleiben von Politik, und das war gut. Damit ist nicht gesagt, daß die Offiziere sich nicht ein Urteil darin bilden sollen; heute ist es nötiger denn je. Das deutsche Volk ist ein unpolitisches und wird es noch lange bleiben. Über kleinliche Parteipolitik kommt sein Blick nicht heraus. Der große nationale Zug fehlt, wie er in Frankreich und in England trotz dem geringeren Bildungsdurchschnitt vorhanden ist. Nun ist gewiß Gelehrsamkeit keineswegs immer der Boden für politisches Verständnis, Unwissenheit aber noch weniger, und am wenigsten sind es die sittliche Unreife und der Mangel an Lebenserfahrung. Daher gefällt mir die Heranziehung der jugendlichen Jahrgänge zur Politik keineswegs. Der Herdentrieb tritt dadurch dem selbständigen und reifen Urteil gegenüber noch mehr hervor.

Genügt für die Masse der Offiziere das Maß an politischem Wissen und Urteil, wie es jeder reife Staatsbürger haben sollte, so bedürfen doch einige in besonderen Stellungen mehr davon. Viele meiner Offiziere sind in diesem Kriege vor Aufgaben gestellt, die in innerer wie äußerer Politik einen scharfen Blick, Urteil und Takt verlangten, so bei allen Verhandlungen mit Neutralen und Feinden über Gefangenenangelegenheiten. Aber auch für das Verständnis und die Unterstützung des Leiters jeder großen militärischen Handlung sind sie erforderlich. Ob in der Politik, abgesehen von den Kunstgriffen und Schlagworten der Parteipolitik, überhaupt eine Ausbildung möglich ist, kann man bezweifeln. Moltke hat Schule gemacht, Bismarck nicht. Sicher wird es auf diesem Gebiete mehr wie auf jedem anderen auf die Persönlichkeit ankommen, die die Richtschnur ihres Handelns nicht von außen empfängt, sondern in sich selbst birgt. Solche Persönlichkeit läßt sich nicht erzeugen, sondern nur empfangen. —

Graf Waldersee hatte sich als Mitarbeiter den Grafen Schlieffen gewählt. Böse Zungen behaupteten, er habe diesen durch besondere Arbeitskraft ausgezeichneten Mann gewählt, damit er die Arbeitslast tragen sollte. Natürlich sollte er ihm viele Lasten abnehmen. Für den verantwortlichen Leiter gibt es kein größeres Hemmnis als die vielen Forderungen der Tagesarbeit, die ihn von allem Großen abziehen. Für Ludendorff ist es eine schwere Last gewesen, daß er sich mit Arbeiten übernommen hat. Als Gehilfe Hindenburgs fühlte er sich dazu verpflichtet, obschon beider Arbeitsgebiet in das Riesenhafte gewachsen war. —

Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen.

In der langen Dienstzeit des Grafen Schlieffen als Chef des Generalstabes von 1891—1906 habe ich viele Jahre hindurch in verschiedenen Stellungen unter ihm gearbeitet. Dadurch bin ich in nahe Beziehungen zu ihm getreten und habe ihn genau kennen gelernt. Er hat im Sinne seiner Vorgänger weiter gewirkt unter voller Wahrung seiner Ursprünglichkeit und Persönlichkeit. Durch ihn ist der Generalstab am Weitesten gefördert. Nach seinem Grundsatze, daß der Generalstab in der Stille arbeiten solle, ohne selbst hervorzutreten, hat er selbst für seine Person gehandelt. Einen arbeitsameren und arbeitsfähigeren Menschen wird man so leicht nicht wieder finden. Einfach in seinen Bedürfnissen konnte er sogar des Schlafes entbehren und sich mit wenigen Stunden der Ruhe begnügen. Oft hat er die Nacht hindurch in seinem Arbeitszimmer gearbeitet, bis ihn am Morgen die Scheuerfrauen vertrieben. Ich habe ihn für den scharfsinnigsten Menschen gehalten, der mir im Leben begegnet ist. Er war schweigsam und verzog nur selten die Miene. Einer seiner Adjutanten bezeichnete ihn als Sphinx, da man nie-

mals wußte, was hinter seiner Stirne vorging. Ein etwas spöttischer Zug, der seiner Weltverachtung entsprang, machte ihn bei vielen Leuten gefürchtet. Darüber waren manche Erzählungen im Umlauf. Einer seiner höheren Offiziere, den er sonst schätzte, aber wegen besonderer Eigentümlichkeiten nicht gerade liebte, fragte ihn eines Morgens auf einem Übungsritte, wie er geschlafen habe. „Ich würde besser geschlafen haben, wenn ich Ihre Arbeit nicht mehr vor dem Schlafengehen gelesen hätte," war die Antwort. Ein anderer hatte ihm Vortrag gehalten, dem er schweigend zugehört hatte. Nach Verlassen des Vortragszimmers fiel dem Offizier ein, daß er sich in einem wichtigen Punkte geirrt hatte. Er kehrte sofort zurück, entschuldigte sich und bekannte seinen Irrtum. Graf Schlieffen entgegnete nur: „Ich habe es Ihnen auch nicht geglaubt." Er pflegte vielen Vorträgen zuzuhören, ohne den Gesichtsausdruck zu ändern oder sich zu äußern. Niemand wußte daher, ob er schon unterrichtet war oder nicht. Er war aber immer unterrichtet und konnte recht unbequeme Fragen stellen, wie er überhaupt ein Meister der Frage war. Manchem großen Manne war er unheimlich. Ein Oberquartiermeister vermied es sorgfältig, auch nur eine Minute mit ihm allein zu sein. Ein anderer recht forscher Mann, der sich in manchem Abenteuer versucht hatte, erklärte mir einmal, er könne nicht mit dem Grafen zusammen sein, ohne die Fassung zu verlieren. Ich habe das nie verstanden. Man konnte Schlieffen alles sagen und seine Ansicht recht kräftig vertreten. Für persönliche Angelegenheiten hatte er ein warmes Herz; nichts Menschliches war ihm fremd. Er stellte aber große Anforderungen und hielt die meisten Menschen für faul, weil er sie nach seiner Tätigkeit maß.

Graf Schlieffen soll in der Jugend ein fröhlicher Offizier gewesen sein. Ein Ereignis hat auf ihn einen nachhaltigen

Einfluß gehabt, der frühe Tod seiner Frau. Sie ist in Straßburg gestorben, als er dort Generalstabsoffizier war. Es ging das Gerücht, er habe die Stadt nie wieder betreten. Das ist eine Sage. Ich bin selbst in seiner Begleitung dort gewesen. In aller Stille hat er viel Gutes getan und mancher Not abgeholfen. Aber er liebte es nicht, hervorzutreten und genannt zu werden. Bei einer Besichtigung des Regiments, dessen Kommandeur er gewesen, erging sich in seiner Gegenwart einer der besichtigenden Vorgesetzten in den höchsten Lobpreisungen und schloß mit den Worten: „Die Leistungen des Regiments erinnerten an die glänzende Zeit, als Graf Schlieffen sein Kommandeur war." Der Graf sagte dazu halblaut für sich nur die Worte: „Alberne Bemerkung!" —

Graf Schlieffen hat zu den Generalstabsreisen, die er wesentlich vermehrt hatte, die Festungs-Generalstabsreisen und die Übungsreisen im Verpflegungsdienst hinzugefügt. Die Kriegsgeschichte wurde gepflegt wie nie zuvor. Er selbst fand trotz seiner großen Arbeitslast noch Zeit, eine reiche schriftstellerische Tätigkeit zu entfalten. Seine Bücher zu lesen, ist ein Genuß. Sie zeigen die großen Kriegslehren in vollendeter Form. Es ist richtig, daß er der Geschichte bisweilen Gewalt angetan hat, um seine Lehren desto schärfer hervorzuheben. Er war sich dessen bewußt und hat mir gegenüber sein Bedauern ausgesprochen, daß er nicht Zeit habe, sich noch mehr in die Geschichte zu vertiefen. Mit seinem bedeutendsten Werke „Cannä" ist einmal ein drolliger Irrtum vorgekommen. Ein etwas schroffer Divisionskommandeur, der nicht viel Worte machte, betrat nach Besichtigung eines Ulanenregiments dessen Kasino. Den ihn begrüßenden Regimentskommandeur fragte er kurz und unvermittelt: „Haben Sie Cannä?" Der Kommandeur flüsterte mit dem Adjutanten und beide entfernten sich, um bald

in Begleitung einer Ordonnanz zurückzukehren, die eine Flasche Pontet Canet darbot. Ich habe die Geschichte einmal dem alten Schlieffen versetzt, als er, wie er gern tat, nach seiner Verabschiedung seine alten Mitarbeiter zu sich geladen hatte. Er hat herzlich darüber gelacht und dazu gesagt: „Ja, die Ulanen haben immer lieber getrunken, wie die Wissenschaften getrieben.“ Da er selbst Ulan gewesen war und die Ulanenuniform bis zuletzt getragen hat, so waren die Worte nicht schlimm gemeint. Er wußte am besten, daß ein frischer Reitergeist auch fröhlich sein konnte.

Die großen Schlußaufgaben am Ende des Kommandos der zum Generalstabe kommandierten Offiziere entnahm der Graf immer der Wirklichkeit. Entweder wählte er Kriegslagen, die nach der politischen Lage möglich oder wahrscheinlich waren, oder solche aus der Geschichte. Ähnliche Aufgaben stellte er auch, um Ansichten zu klären oder um fremde Auffassungen kennen zu lernen. Lehrreich für Kritik und Kritiker war die von ihm geforderte Bearbeitung der Lage Bazaines bei seinem Abzuge durch Metz auf das linke Moselufer. Wie ist dieser unglückliche Führer wegen seines Verhaltens getadelt worden! Jetzt wurden viele kluge Leute vor dieselbe Aufgabe gestellt. Es ergab sich, daß sie auch nichts besseres fanden, als Bazaine getan hatte.

Graf Schlieffen widmete seine besondere Fürsorge der Kriegsakademie. In früheren harmloseren Zeiten suchten viele junge Offiziere das Kommando zu dieser militärischen Hochschule, um ihre Kenntnisse zu erweitern und gleichzeitig Berlin zu genießen. Danach kehrten sie zufrieden zu ihrer Truppe zurück. Das ist in der hastenden Zeit, wo jeder vorwärts strebt, anders geworden. Man drängte sich zur Kriegsakademie, um die Anwartschaft auf den Generalstab zu erreichen. Die Zahl der sich

meldenden Offiziere stieg auf viele Hunderte, während nur wenig über hundert einberufen werden konnten. Daher viele Enttäuschungen, Erbitterungen und Beschuldigungen, daß nicht nach Verdienst ausgewählt würde. Ich habe jahrelang die Akademie zu bearbeiten gehabt und kann mit gutem Gewissen versichern, daß die Auswahl nur nach den Prüfungsarbeiten getroffen wurde. Aus der großen Zahl der Arbeiten lassen sich die besten und schlechtesten leicht ausscheiden. Aber die Überzahl der mittelmäßigen stellt den Beurteiler vor eine schwierige Aufgabe. Eine Richtlinie zur Herstellung der Rangordnung ist kaum zu finden. Wir haben die verschiedensten Wege eingeschlagen, auch menschliche Gründe sind herangezogen. So fanden solche Offiziere, deren Alter eine Wiederholung der Prüfung ausschloß, oder die in kleinen und ungünstigen Standorten lebten oder die wenig bemittelt waren, unter den gleichwertigen Bewerbern zuerst Berücksichtigung. Alle Versuche einflußreicher Personen, darunter Fürsten und Fürstinnen, ihren Schützlingen zu helfen, sind immer abgelehnt worden. Mir ist in den langen Jahren meiner Tätigkeit nur eine Ausnahme begegnet. Der Kaiser hat einmal die Aufnahme des Sohnes eines seiner ältesten Beamten, der ihm persönlich nahestand, befohlen. Sonst hat auch er sich einer Beeinflussung enthalten. Trotzdem bin ich überzeugt, daß die Zweifel an der Gerechtigkeit der Sache nie aufgehört haben und nie aufhören werden, da man mit Menschen zu tun hat. —

Die größte Sorgfalt verwendete der Graf auf die Vorbereitungen für den Krieg. Das außerordentlich vergrößerte mobile Heer, zu dem viele Truppenkörper zweiter und dritter Linie hinzugetreten waren, konnte nicht mehr so einfach versammelt werden wie früher. Zur Vorbereitung der Umfassung mußte die Versammlung mehr in der Breite erfolgen. Der Raum im Aufmarschgebiet und die Transportstraßen mußten

bis zum Äußersten ausgenutzt werden. War Frankreich der Gegner, so versprach ein Vorgehen gegen die Front keinen Erfolg. Verdun, die Maasforts, das Festungssystem Toul—Nancy, Epinal und die Moselforts bildeten ein zu starkes Hindernis. Eine Umfassung links wurde durch Epinal, die Moselforts, die Vogesen und Belfort erschwert. Eine Umfassung durch Belgien bot weniger Schwierigkeiten, wenn Lüttich bald unschädlich gemacht werden konnte. Schlieffen hat viel über den Operationsplan nachgedacht und manchen entworfen, der Belgien ausschloß. Er war aber nicht zufrieden damit. Bis zuletzt glaubte er, die Franzosen würden durch Lothringen vorgehen. Damit hat er recht behalten. Eine Umfassung durch Belgien mußte sie dabei am empfindlichsten treffen.

Der Grenz- und Bahnschutz war bis ins Einzelne ausgearbeitet. Den Festungen, den Waffen, der Ausrüstung und allen Neuerungen und Erfindungen wurde die größte Beachtung geschenkt. Graf Schlieffen war auf allen Gebieten unterrichtet und verschaffte sich sofort Kenntnis, sobald etwas Neues auftrat. Sogar um das fragwürdige Flugzeug von Ganswindt hat er sich gekümmert.

Die schwere Artillerie des Feldheeres ist unter Schlieffen eine fertige Truppe von gewaltiger Gefechtskraft geworden. Ich habe an einer ihrer Übungen teilgenommen, die den erzieherischen Einfluß des Grafen zeigte. In Westfalen war ein Gelände ausgesucht, das durch tiefsandige Wege und Moorboden großen Lasten besondere Schwierigkeiten bot. Die schwere Artillerie, damals noch mit ermieteten Fuhrleuten und Pferden besetzt, mußte dieses Gelände zu ihren ausgewählten Stellungen im langen Anmarsch durchschreiten. Dem Zuschauer bot sich ein Bild wie im Kriege: versunkene Geschütze, umgestürzte Wagen, fluchende Fuhrleute

und sich in den Rädern abmühende Mannschaften. Viele Offiziere verzweifelten an der Möglichkeit der Durchführung. Aber es saß ein fester Wille dahinter, und am folgenden Morgen standen die Geschütze feuerbereit in den bestimmten Stellungen. Graf Schlieffen wies bei der Besprechung darauf hin, daß zu Friedrichs des Großen Zeit die Wege nicht besser und seine schweren Geschütze nicht leichter gewesen seien; trotzdem habe er sie sogar zu den Feldschlachten mitgeführt. Er hat dasselbe erreicht; die schwere Artillerie ist zur Feldtruppe geworden und hat sich als solche bewährt. —

Auf die Prüfung der Schlagfertigkeit des Heeres und auf die Ausbildung der Führer hatte der Chef des Generalstabes durch die Anlage und Durchführung der großen Kaisermanöver Einfluß. Dem Auftreten der Heeresmassen im Kriege entsprechend nahmen sie immer größeren Umfang an. Trotzdem konnten sie die großen Kriegsverhältnisse nicht völlig darstellen. Kosten und Rücksichten auf das Manövergebiet setzten Grenzen. Das Fehlende wurde durch Kriegsspiele großen Stils auf Plänen ersetzt. Bei diesen Übungen verfolgte der Graf einen Weg, der oft angegriffen ist und gewiß seine Bedenken hatte. Er wußte sie bei voller Sicherstellung des Zwecks so zu gestalten, daß dem obersten Kriegsherrn, wenn er die Führung einer Partei übernahm, der Erfolg gesichert wurde. Da bei Friedensübungen, die eine fortgesetzte Handlung darstellen sollen, den Führern auch sonst der Erfolg zugewiesen werden muß, damit die Handlung ihren Fortgang in der beabsichtigten Richtung nehmen kann, so wird man milder darüber urteilen. Es kommt im Frieden gar nicht darauf an, ob man siegt oder nicht siegt. Ein einwandsfreies Urteil ist schon deswegen ausgeschlossen, weil wichtige Einflüsse gegenüber dem Ernstfalle fehlen und nicht ohne Willkür unterstellt werden können, z. B. die Tapferkeit

einer Truppe. Es kommt vielmehr darauf an, daß jeder Führer und jede Truppe in jeder Lage, in die sie mit Recht oder Unrecht versetzt werden, vernünftige Entschlüsse fassen und durchführen. Zum Rückzuge gezwungen kann man oft am besten zeigen, ob man seine Sache versteht. Ich habe mit Schlieffen oft darüber gesprochen und ihm meine Bedenken nicht verhehlt. Er pflegte zu sagen: „Man kann im Zweifel sein, ob es richtig ist, daß der oberste Kriegsherr selbst führt. Darüber kann aber kein Zweifel sein, daß er siegen muß, wenn er führt." Da bei den großen Übungen Zuschauer aller Art, auch Vertreter fremder Mächte zugegen waren, so schien es allerdings nicht angebracht zu sein, den obersten Kriegsherrn gleichsam bloßzustellen. Trotzdem wird mancher die Auffassung nicht teilen, am wenigsten der Gegner, der sich benachteiligt glaubt. Der Kaiser dachte selbst viel zu vernünftig darüber und war seinem geschlagenen Gegner desto freundlicher. —

Graf Schlieffen war keine Kampfesnatur und ähnelte darin dem alten Moltke. Wie dieser suchte er einen befriedigenden Mittelweg, wenn er auf unüberwindlichen Widerstand seines Herrn stieß. Das trat sehr stark hervor, als der Oberrhein befestigt werden sollte. Der Kaiser vertrat den Standpunkt seines Großvaters, daß Süddeutschland unbedingt gegen einen feindlichen Einfall geschützt werden müsse. Deshalb wünschte er umfassende und starke Befestigungen. Schlieffen war der Ansicht, daß Süddeutschland die Lasten eines Krieges ebenso tragen müsse, wie jedes andere deutsche Gebiet. Er wollte daher einfache Befestigungen, die dem Heere möglichst wenige Kräfte und Mittel entzogen. Er hat damals mit einigen Offizieren eine Reise zum Oberrhein gemacht und ihnen Aufgaben gestellt, deren Lösungen die Frage klären sollten. Er war in der Zeit wenig zugänglich, ein Zeichen, daß ihn die Angelegenheit stark beschäftigte. Aber

er fand, was er suchte und was den Wünschen des Kaisers genügte. —

Je älter der Graf wurde, desto mehr arbeitete er. Es war so, als ob er fürchtete, nicht mehr alles erledigen zu können, was er sich vorgesetzt hatte und für nötig hielt. Vielleicht hat er auch bei der allgemeinen Weltlage daran gedacht, es könne ihm noch beschieden sein, in einem Kriege die Operationen zu leiten. Als er im Jahre 1906 aus dem Dienste schied, klang aus seiner Abschiedsrede tiefer Kummer heraus, daß sein Alter ihm diese Grenze gesetzt hatte. Als ich wie mancher andere seiner alten Mitarbeiter allein von ihm Abschied nahm, konnte ich erkennen, wie schwer es ihm wurde, nicht mehr seinem Kaiser und Könige seine Dienste widmen zu können.

Sein Leben ist Arbeit gewesen, daher ist es köstlich gewesen. Nur zwei Gewalten gab es für ihn, denen er sich unterwarf und mit Leib und Seele diente: Seinem Kaiser und Könige auf Erden und seinem Gott im Himmel. —

Generaloberst von Moltke.

Ein Sachse, der aber nicht „helle" war, hat mir einen lieblosen Brief über Moltke geschrieben. Nachdem er das oft verbreitete Wort des Kaisers bei der Meldung des neuen Generalstabschefs, „das bißchen Friedensarbeit machen Sie, im Kriege bin ich mein eigener Generalstabschef," erwähnt hatte, fügte er hinzu, Moltke hätte allenfalls zum Bezirkskommandeur getaugt. Der Sachse hat ihn nicht gekannt, deshalb sei ihm die Torheit verziehen. Hätte sie Moltke gehört, so würde er herzlich darüber gelacht haben. Über die Äußerung des Kaisers hat er mir nichts gesagt. Ich stehe solchen Erzählungen mißtrauisch gegenüber. Man weiß nie, in welchem Zusammenhange und Tone solche Worte gefallen sind. Jedenfalls hat der Kaiser nicht da-

nach gehandelt. Dagegen weiß ich, daß Moltke seinem Kriegsherrn bei Antritt seiner Stellung gesagt hat, er würde ihm in allen Stücken seine Ansicht offen sagen. Das hat er redlich gehalten und dadurch Einfluß auf ihn gewonnen. So hat er ihn sofort veranlaßt, bei den großen Übungen nicht mehr selbst zu führen. Er hatte darüber eine andere Ansicht wie Graf Schlieffen.

Ich bin unter dem Generalquartiermeister Moltke Abteilungschef, unter ihm als Chef des Generalstabes Oberquartiermeister gewesen und schließlich als sein Generalquartiermeister mit ihm in das Feld gezogen. Daher werde ich ihn besser kennen als seine oberflächlichen Beurteiler.

Er hatte sich auf diesen Beruf nicht vorbereitet und nie daran gedacht, diese Stellung einzunehmen. Er war aber lange Zeit Adjutant und Begleiter seines großen Oheims gewesen und hatte dadurch eine Schule hinter sich, wie sie der ständige Verkehr mit einem bedeutenden Manne nur bieten kann. War er bis dahin ein tüchtiger Frontoffizier gewesen, der das Leben und die Menschen mit klarem Blick und scharfem Verstande beobachtet hatte, so nahm er sich jetzt mit seinen natürlichen Anlagen der ganz anders gestalteten Aufgabe in derselben Weise an wie seine Vorgänger. Er besaß ein nüchternes und reifes Urteil, arbeitete mit großem Fleiß und war gegen jedermann liebenswürdig und freundlich. Im Verkehr konnte man keinen angenehmeren Kameraden finden als ihn. Er machte keinen Unterschied zwischen Personen und war von Vorurteilen frei. Als er in den Krieg zog, hatte er zweimal hintereinander eine Karlsbader Kur unterbrechen müssen, gewiß ein starker Angriff auf die Gesundheit. Aber er ließ sich nichts merken.

Die Ausbildung des Generalstabes und seiner Offiziere führte er in der bewährten Art seiner Vorgänger fort. Seine

Besprechungen der Arbeiten und Kriegslagen waren mustergültig. Für Weite des Blicks zeugt der Umstand, daß er für die Flugzeuge Bewaffnung und Teilnahme am Kampf forderte, während sie vorher nur Beobachtungszwecken gedient hatten. Wenn er wenig hervorgetreten ist, so lag es neben seiner Bescheidenheit und Selbstlosigkeit daran, daß er der Nachfolger eines überragenden Geistes gewesen ist. Er konnte nur übernehmen, was jener hinterlassen hatte. Da er es als richtig und vollendet erkannte, hatte er nicht viel zu ändern oder hinzuzufügen, wie kleinere Geister vielleicht getan hätten. Ruhig und bescheiden, wie er immer gewesen ist, hat er nie von seiner Tätigkeit gesprochen oder Anspruch auf Anerkennung gemacht. Böswilligem Urteil stand er unbewegt gegenüber und erzählte es ohne Scheu weiter, denn er hatte Sinn für Humor. Ein Zug zum Übersinnlichen, der auch anderen Moltkes eignet, streifte ihn bisweilen, ohne ihn zu beeinflussen, wohl ein Erbteil der nordischen Heimat, das uns Niederdeutsche nicht so fremd anmutet. Seelisch konnte er schwer leiden, da er ein empfindsames und mitfühlendes Herz hatte. Die Züge der Verwundeten konnten ihm Tränen entlocken. Oft wünschte er mitkämpfen zu dürfen, wie es ihm als Jüngling 1870/71 vergönnt gewesen war. Als die ersten Nachrichten über Lüttich ungünstig lauteten, hatte ihm der Kaiser in seiner offenen Art gesagt: „Nun sehen Sie wohl, da haben Sie mir die Engländer ohne Grund auf den Hals gebracht!" Er hat dieses Wort nie vergessen und schwer darunter gelitten, obschon ihm der Kaiser kurz danach für den inzwischen eingetretenen Erfolg herzlich gedankt hatte. Als die ungünstige Lage an der Marne eintrat, zeigten sich bei ihm Krankheitserscheinungen. Auch andere Leute haben in schweren Lagen körperlich und seelisch gelitten; man braucht nur an Friedrich den Großen zu denken. Ich hielt die Erscheinungen für vorübergehend. Es

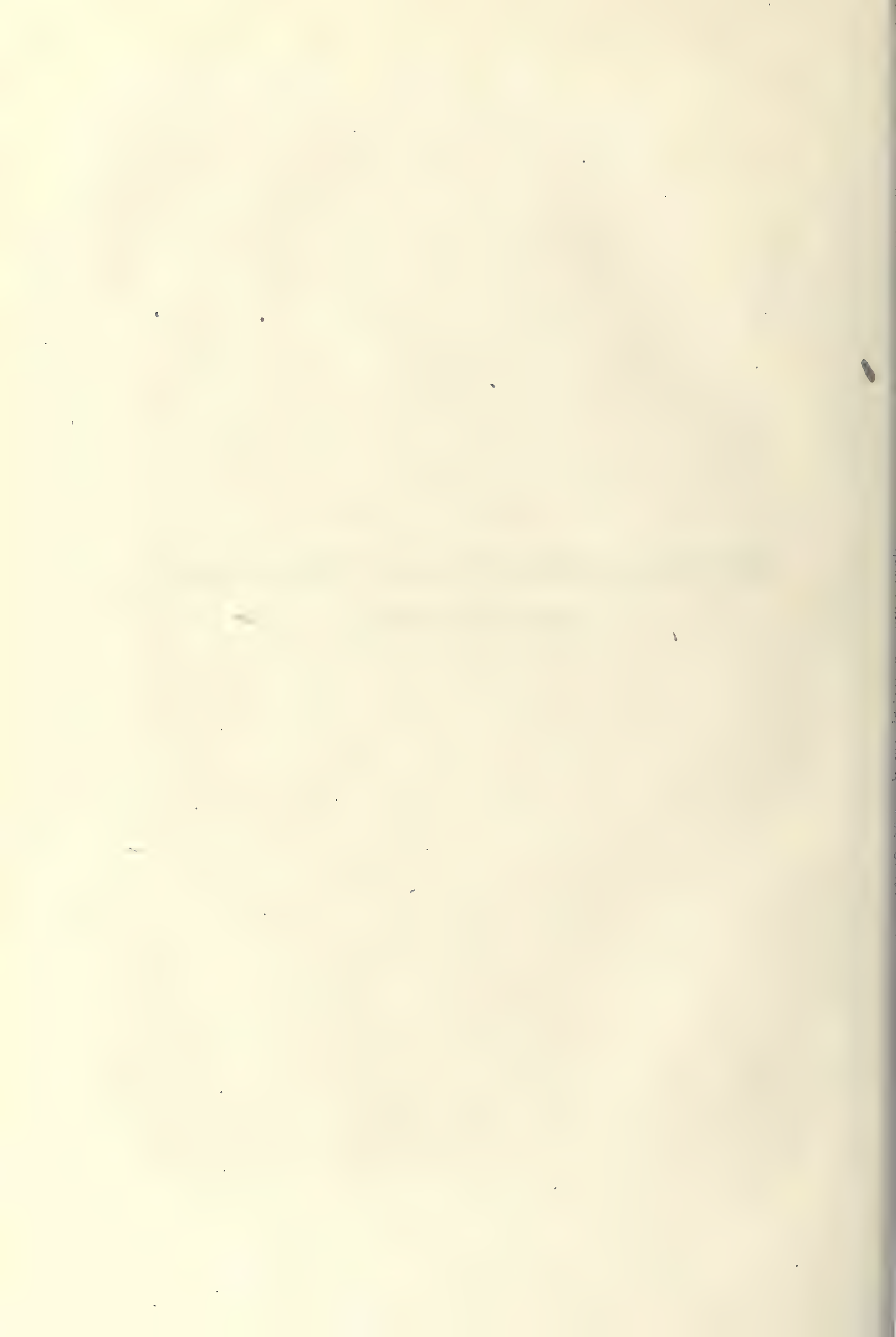
lagen aber wohl ernstere Störungen vor, wie der plötzliche Tod bei der Gedächtnisfeier des Generalfeldmarschalls von der Goltz später gezeigt hat.

Moltke mußte zurücktreten und den stellvertretenden Generalstab übernehmen. Wir haben noch oft Briefe gewechselt. Aus seinen Briefen konnte ich ersehen, wie schwer es ihm fiel, während des Krieges daheim zu sitzen. Er hielt es aber für seine Pflicht, dem Vaterlande auch dort weiter zu dienen. Das Erleben des Zusammenbruchs ist ihm erspart geblieben. Mit ihm ist ein treuer, aufrechter und edler Mensch dahin gegangen.

Als zielbewußter Leiter hatte er im Anfang des Krieges in Ostpreußen eingegriffen, als dort die Lage verwirrt war. Er hat sie durch Wahl der rechten Männer, Hindenburg und Ludendorff, und durch Einleitung der richtigen Maßnahmen geordnet. Die Notlage an der Marne auszugleichen ist ihm nicht vergönnt gewesen. So kann er nicht an den Erfolgen gemessen werden. Er hat aber seinem Vaterlande größere Dienste geleistet, als heute bekannt ist. Darüber zu reden, bleibt einer späteren Zeit vorbehalten.



Militärische Kriegsvorbereitung und Politik.



Ein Geschichtsforscher hat mich gefragt, ob die Aufmarschpläne im Einvernehmen mit dem Leiter der Politik aufgestellt würden. Das halte ich für selbstverständlich. Wie sich dabei der Chef des Generalstabes mit der Reichsleitung auseinander setzt, weiß ich nicht. Es müßte eine merkwürdige Staatsleitung sein, die dem Generalstabschef seine eigene Politik überlassen würde. Er kann seinen Plan erst aufstellen, wenn er über die politische Lage unterrichtet ist. Seit langer Zeit bestand in Deutschland kein Zweifel über die voraussichtlichen Gegner. Man konnte im Zweifel sein, ob England sich am Kampfe beteiligen oder seine Interessen, wie schon so oft, durch die Kriege der anderen Mächte wahrnehmen lassen würde. Jedenfalls mußte man auf seine Teilnahme vorbereitet sein, um nicht überrascht zu werden. Die Auffassung im Volke zeigte sich in drastischer Weise durch eine Unterhaltung, die ich zufällig erfuhr. Sogleich nach der englischen Kriegserklärung unterhielten sich zwei würdige Herren in der Nähe des Zoologischen Gartens zu Berlin darüber und kamen zu dem Schluß: „Nun sind wir verloren!“ Ein vorübergehender Arbeiter hatte ihre Unterhaltung gehört und schrie sie an: „Noch lange nicht!“ Hätte doch dieses Vertrauen des einfachen Mannes das ganze Volk bis zuletzt beseelt!

Niemand wird bezweifeln, daß Frankreich seine Rachepläne wider uns niemals aufgegeben hat. Seine Hartnäckigkeit in diesem Punkte ist aus der Geschichte ersichtlich. An den siegreichen Gegnern von 1815 hat es sich nacheinander gerächt. Zuerst an Rußland im Krimkriege, dann an Österreich im italienischen Kriege. Der Versuch, uns ebenso zu behandeln, scheiterte 1870/71. Mit uns hatte es also eine doppelte Rechnung

zu begleichen. Rußlands Gegnerschaft war zwar ungeschichtlich, aber trotzdem nicht unwirklich. Die mit französischem Gelde erbauten Eisenbahnen zu unserer Grenze ließen auf Angriffsabsichten schließen. Von England war seinerzeit die gegen uns gerichtete Politik ausgegangen. Deutschland konnte seine Friedensliebe entgegenhalten, die seit Jahrzehnten seine Politik bestimmt hatte. Sie war bisweilen bis zur übertriebenen Nachgiebigkeit gegangen, die uns den Spott der Welt eintrug. Der Kaiser wollte als Friedenskaiser leben und sterben. Diese Gegensätze sollte sich unser Volk immer wieder vor Augen halten, anstatt die feindlichen Beschuldigungen, als seien wir die Kriegstreiber gewesen, nachzubeten.

An einen Krieg mit Japan hat man im Volke wohl am wenigsten gedacht. In den ersten Tagen der Mobilmachung war ich Zeuge, wie einige Japaner in Berlin von der Volksmenge jubelnd begrüßt wurden. Japan sollte an Rußland den Krieg erklärt haben. Die gelben Söhne des Ostens nahmen die Huldigung grinsend entgegen. Wie ist unser Volk doch politisch so unreif und so vertrauensselig gegen alles Fremde! Jetzt sind wir so dumm, uns von den Feinden einreden zu lassen, daß wir die Schuld an diesem Kriege haben. Ich hörte in der Eisenbahn einem politischen Gespräch zu, das ganz kluge und welterfahrene Leute, anscheinend Geschäftsleute, führten. Sie waren sich einig, daß es ein Fehler gewesen sei, den Krieg zuerst zu erklären und durch Belgien zu gehen. Daß es ein Selbstmord Deutschlands gewesen wäre, solange zu warten, bis alle Gegner ihre Mobilmachung beendet und in den Krieg eingetreten wären, kam ihnen nicht in den Sinn. Zum Überfluß war meines Wissens bei England und Frankreich angefragt, wie sie sich bei einem Kriege mit Rußland verhalten würden, und Belgien war gebeten, den Durchmarsch zu gestatten.

Aus den Antworten konnte ihre Stellungnahme entnommen werden. Bei England kam sogar ein verhängnisvoller Irrtum vor. Die erste Übermittlung der Auskunft ließ auf Neutralität schließen, so daß der Kaiser schon die Mobilmachung gegen Rußland allein befehlen wollte. Es erfolgte aber bald eine Richtigstellung.

Auch die Mobilmachung der Russen wird in ihrer Bedeutung für den Ausbruch des Krieges von unserem Volke nicht gewürdigt. Es hört lieber die feindlichen Stimmen, die über Rußland schweigen, und läßt sich von bestimmten Zeitungen leiten, die in nationaler Würdelosigkeit dem Feinde zustimmen. Die selbstlose und gewissenhafte Arbeit derer, die für Volk und Vaterland sich abmühen, wird mit Mißtrauen angesehen und herabgesetzt. So werden auch die sorgsamen Vorarbeiten für den Krieg mit zu den Ursachen dieses Krieges gezählt. Dabei trifft jeder Staat die Vorbereitungen und muß es tun, denn ein Aufmarsch läßt sich nicht aus dem Stegreif durchführen. Es ist ganz verfehlt, wenn aus diesen Vorarbeiten die Absicht, einen Krieg beginnen zu wollen, hergeleitet wird. Sie sind nur ein Zeichen dafür, sich nicht von einem Kriege überraschen lassen zu wollen. —

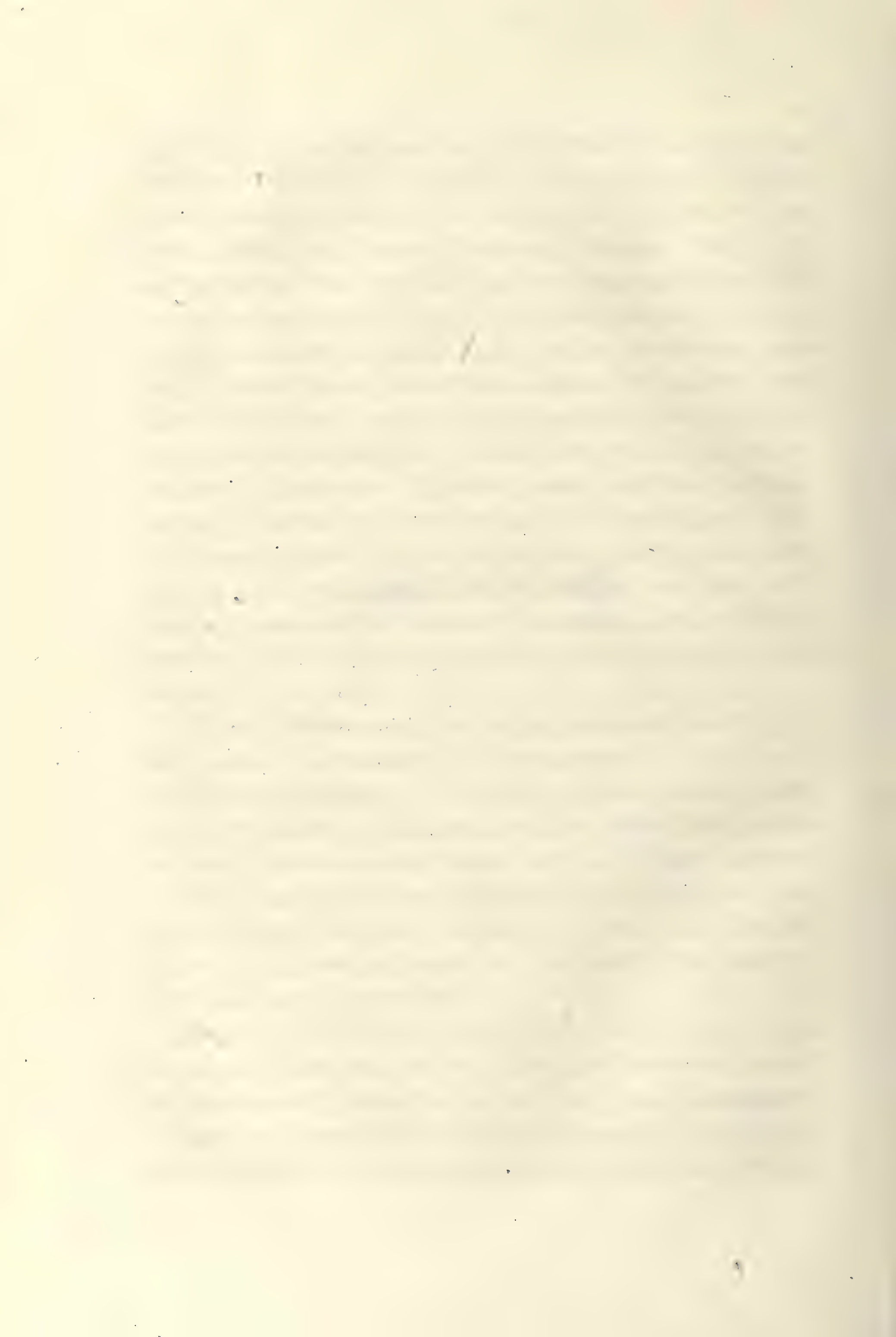
Als Frankreich noch der einzige Gegner war, konnte der alte Moltke in Lothringen aufmarschieren und den Feind erwarten. Als Rußland mit Frankreich gemeinsame Sache machte, durfte Waldersee die Beendigung der feindlichen Vorbereitungen zum gemeinsamen Angriff nicht abwarten, sondern mußte den nächst erreichbaren und bereitesten Gegner, Frankreich, vor Eintreffen der Russen auf dem kürzesten Wege trotz der hindernden Sperrforts angreifen. Als diese Möglichkeit durch die Entwicklung des französischen Befestigungssystems genommen war, hatte Schlieffen andere Wege zu suchen. Das Eingreifen der Russen war früher zu erwarten, da sie schon starke Kräfte nahe

der Grenze versammelt hatten, die mit Hilfe der inzwischen ausgebauten Bahnen schnell verstärkt werden konnten. Dagegen Deckung hinter der Weichsel zu suchen, war nicht zu verantworten. Unsere Ostprovinzen konnten Sicherung verlangen. Wie die Ereignisse bei den Russeneinfällen gezeigt haben, scheint unser Volk weniger widerstandsfähig gegen die unmittelbaren Nöte des Krieges zu sein als die Franzosen, die sich in ihrer Haltung durch die feindliche Besetzung weiter und wichtiger Gebiete nicht haben beeinflussen lassen. Dabei soll aber zugestanden werden, daß die Russen bei ihrem Einfalle in Deutschland üblere Gegner waren, als wir in Frankreich. Schlieffen mußte also Vorbereitungen treffen zu einer schnellen Entscheidung über einen Gegner. Rußland konnte es nicht sein, da sich die Russen nie gescheut haben würden, in ihrem weiten Lande zurückzugehen, um einer Entscheidung auszuweichen, bis die Verbündeten wirksam werden konnten. Blieb also nur Frankreich und der Vormarsch durch Belgien.

In der Rechtsfrage stehen sich die Ansichten schroff gegenüber, so daß eine Einigung nicht zu erwarten ist. Jeder findet die Schuld beim Gegner. Außerdem entscheidet jetzt die Macht bei unseren Feinden. Immerhin darf die einfache Überlegung die Fragen stellen, weshalb immer nur über Belgien geschrien wird und nicht auch über das ebenfalls neutrale Luxemburg, und weshalb Belgien lange vor dem Kriege nur mit unseren Feinden verhandelt hat, nicht aber auch mit uns, wie es einer ehrlichen Neutralität entsprochen hätte?

Ich wollte hier nur die militärische Seite klar hinstellen. Es ist gewiß nicht uninteressant, gerade heute zu hören, daß es ein Amerikaner gewesen ist, der zuerst auf die Notwendigkeit des deutschen Vormarsches durch Belgien hingewiesen hat. Schon Graf Schlieffen hat dies bei einer Besprechung kurz erwähnt.

Mobilmachung.



Der Krieg ist immer durch gewissenhafte Arbeit vorbereitet gewesen, aber wir suchten ihn nicht. Jedenfalls rechneten wir in der Armee im Jahre 1914 herzlich wenig mit Krieg. Ich führte damals eine Grenzdivision in Deutsch-Eylau. Wir wußten starke russische Kavallerie gegenüber und mußten mit ihrem schnellen Einfall rechnen. Unsere Sicherungsmaßnahmen waren vorbereitet. Die Offiziere waren mit ihren voraussichtlichen Aufgaben vertraut und darin geübt. Größere Truppenübungen boten Gelegenheit, wahrscheinliche Kriegslagen vorzuführen, wie es in jeder Armee üblich ist. Daß der Krieg nahe bevorstand, daran dachte niemand. Wohl herrschte schon seit geraumer Zeit Sorge unter der Grenzbevölkerung. Sie wurde noch genährt durch gewissenlose Händler, die der Landbevölkerung ihre guten Wertpapiere gegen niedere Bezahlung in barem Gelde entlockten unter der Vorspiegelung, daß die Papiere im Kriege wertlos würden. Das Treiben wurde leider zu spät ruchbar. Auch als der Mord in Serajewo und die russischen Truppenbewegungen gegen Österreich bekannt wurden, dachten viele noch nicht an einen Krieg. Vorbereitungen, wie später behauptet ist, wurden nicht getroffen. Erst als die Ankündigung „drohende Kriegsgefahr" aus Berlin eintraf, mußte mit dem Kriege gerechnet werden. Dieser Ankündigung pflegt der Mobilmachungsbefehl nach wenigen Stunden zu folgen. Sie soll Gelegenheit zur Einleitung der Mobilmachungsarbeiten geben. Es zeugt von völliger Unkenntnis der Verhältnisse oder von böser Absicht, wenn behauptet wird, wir hätten schon vorher heimlich mobil gemacht. Eine Mobilmachung läßt sich in unserem Lande

gar nicht verheimlichen, da eine vollständige Umwälzung durch sie stattfindet. Schon die Völkerwanderung der Einberufenen und die Pferdeaushebungen vollziehen sich vor aller Augen, da sie das ganze Verkehrswesen in Anspruch nehmen. Trotzdem wird solcher Unsinn selbst im eigenen Lande geglaubt, wenn ihn der Feind im Brustton der Überzeugung immer wiederholt. Der Mobilmachungsbefehl traf wenige Stunden später ein und der folgende Tag war als erster Mobilmachungstag bestimmt. Die ganzen Arbeiten sind nämlich nach Tagen eingeteilt, damit die Mobilmachung in einer bestimmten Zeit durchgeführt ist. Sie forderte bei Deutsch-Eylau sogleich ein Opfer. Ein Einberufener näherte sich einem Bahndurchlaß. Der Posten des Bahnschutzes rief ihn an und gab Feuer, als er nicht antwortete. Glücklicherweise wurde er nur verwundet.

In Deutsch-Eylau zeigten sich bald einige unschöne Folgen der Mobilmachung. In einigen Geschäften wurden deutsche Papierscheine nicht mehr zum vollen Werte angenommen. Für hundert Mark wurden nur achtzig Mark Münze gegeben, und in einigen Schnapskneipen wurde tüchtig gezecht. Die Schäden wurden bald beseitigt. Ich ließ Bekanntmachungen anschlagen, in denen jeder mit Standrecht bedroht wurde, der deutsches Papiergeld nicht zum vollen Werte annehmen würde. Die Schnapskneipen wurden geschlossen. Unter den Arbeitern entstand Unruhe, weil wegen Mangel an kleiner Münze immer mehrere zusammen mit einem größeren Schein ausgelohnt werden mußten. Auf diesen Übelstand hatte der Generalstab schon vor Jahren aufmerksam gemacht und beim Reichsschatzamt beantragt, daß kleine Scheine für fehlende Münze vorgesehen werden möchten. Das war auch geschehen, machte sich aber nicht sofort bemerkbar.

Ich war als Generalquartiermeister bestimmt und mußte meine schöne Division, die ich glaubte für den Krieg und

für diesen Kriegsschauplatz gewissenhaft vorgebildet zu haben, in dem Augenblick verlassen, als an der Grenze die ersten Schüsse fielen. Zu Beginn des Jahres hatte ich den Chef des Generalstabes von Moltke gebeten, mich nicht mehr für diese Stelle vorzusehen, er ersuchte mich aber, sie für dieses Jahr noch einmal zu übernehmen. Ich habe es getan im Vertrauen auf die Tüchtigkeit der zu erwartenden Mitarbeiter, und weil ich mich mit dem Chef des Generalstabes verbunden wußte, dem ich Jahre hindurch Gehilfe und Mitarbeiter gewesen war.

So verließ ich meinen bisherigen Standort in den ersten Mobilmachungstagen und fuhr mit meiner Familie nach Berlin. Nur die notwendigsten Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke konnten mitgeführt werden. Der Zug war überfüllt, aber niemand schalt über die Enge. Ein jeder half dem anderen die Unbequemlichkeiten tragen. Es war auf kleinem Raume ein Bild der Einigkeit und Opferfreudigkeit des Volkes. Vor den Weichselbrücken las man Warnungstafeln: „Nicht aus dem Fenster sehn!“ Posten auf den Brücken mit fertig gemachten Gewehren verliehen der Warnung Nachdruck. Es sollten Anschläge feindlicher Agenten auf die Brücken verhindert werden. Längs der Bahnen versahen Wehrleute in Uniform und im Bürgerkleide den Sicherungsdienst. Alles hatte sich in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Die Einberufenen fuhren begeistert ihren Truppenteilen und Dienststellen zu. Niemand hätte geglaubt, daß dieses heilige Feuer hätte zu toter Asche werden können.

Der Eifer war bisweilen übergroß, wie ich in Berlin selbst erfahren mußte. Nach Abschiednahme von den Meinen hatte ich im Hospiz des Westens Wohnung genommen. Dort erschienen bald nach meiner Ankunft drei ehrbare Männer,

die mir eröffneten, daß ich ein russischer Spion sei. Da ich nach Angabe meines Namens und meiner Dienststellung auf ihre Beschuldigung nicht weiter einging, entfernten sie sich unbefriedigt. Am Abend versammelte sich ein Volkshaufe vor dem Hause, und ein Schutzmann trat ein, der mich etwas zaghaft um meinen Ausweis bat. Die Sache war ihm offenbar sehr peinlich. Ich gab ihm meine sämtlichen Patente zu lesen, obschon er nach dem ersten bereits genug hatte. Dann verließ er mich, nachdem ich ihm noch freundliche Grüße an die vor der Tür harrende Menge aufgetragen hatte. Ich erfuhr auch den Grund des Verdachtes, der mir um so unerklärlicher war, als ich nur in Uniform ging. Mein Hosensitz hatte die Leute mißtrauisch gemacht. Zu wenig hinaufgezogen, hatten sie Falten geschlagen; solche Hosen sollten die russischen Offiziere tragen.

In dem Hospiz fanden sich manche Deutsche aus dem Auslande ein, die zu den Fahnen eilten. Einzelne Damen, deren Angehörige bereits dem Rufe des Vaterlandes gefolgt waren, bildeten den Hauptbestand der Gäste. Auch Frau Ludendorff erschien, deren Mann gerade um Lüttich kämpfte. Wir waren alte Bekannte, da Ludendorff im Generalstabe unter mir gearbeitet hatte.

Um die zeitraubenden Wege zum Generalstabe zu vermeiden, siedelte ich dorthin über. Frau von Moltke hatte in meinem Arbeitszimmer fürsorglich ein Bett mit allem Zubehör aufschlagen lassen, so daß ich dort ohne Zeitverlust arbeiten konnte.

Nach meiner Meldung beim Generalobersten von Moltke hatte er mir die Lage kurz erläutert. Er sagte mir, daß sich der Kaiser heftig gegen den Krieg gesträubt habe. Erst nach triftigster Begründung habe er schweren Herzens seine Zustimmung gegeben. Es berührt heute seltsam, wie so bald in der

Stimmung des Volkes der Umschwung eintreten konnte. Damals waren alle überzeugt, daß der Kaiser an dem Kriege schuldlos sei. Woher kommt der Wechsel? Ist es fremder Einfluß oder sind es Machenschaften im eigenen Volke oder beide, die ihn verschuldet haben? Es bleibt bei der alten traurigen Erfahrung, daß nichts unzuverlässiger ist denn Volksgunst; wer auf sie baut, hat auf Sand gebaut.

Moltke beurteilte die Lage ernst, aber ruhig und nüchtern. Er war sich der ganzen Schwere der Aufgabe bewußt, hatte aber volles Vertrauen.

Aufmarsch.

Der Aufmarsch vollzog sich längs der ganzen Westgrenze von Wesel bis in das Elsaß hinein. Der ungeheure Raum war nötig, um alle Truppen unterzubringen. Es ist bekannt, daß während des Aufmarsches keine einzige Anfrage von Truppen und Behörden an die Heeresleitung gelangt ist, ein Zeichen für die vorzügliche Vorbereitung und Durchführung. Im Osten blieben nur schwache Truppen verfügbar. Ihre Zahl verwies auf die Verteidigung, die aber auch im kleinen Rahmen angriffsweise geführt werden konnte. Im Westen bot der Aufmarsch noch keine Gewähr für eine bestimmte Operation. Der Feind konnte uns zuvor kommen; sein Bahnnetz ließ es möglich erscheinen. Es ist grundfalsch, wenn behauptet wird, Deutschland habe seine Bahnen nur für den Krieg ausgebaut. Unser Bahnnetz war im Gegenteil nur für den Verkehr angelegt. Erst durch fortgesetzte Flickarbeit ist es den militärischen Forderungen angepaßt. Selbst Rußland hatte durch die mit französischem Gelde erbauten Bahnen im Osten günstigere Bedingungen

als wir. Nur sorgfältige Vorbereitung konnte diese Mängel ausgleichen.

Die Operation durch Belgien wurde möglich durch die frühzeitige Beendigung des Aufmarsches und durch die schnelle Wegnahme von Lüttich.

Wie 1870 so ist auch bei diesem Aufmarsche die Heeresleitung mit Arbeiten, die ihn betrafen, so gut wie nicht in Anspruch genommen. Sie hatte daher bis zum Beginn der Operationen verhältnismäßig ruhige Zeit. —

Schilderungen aus dem Kriege.



Das große Hauptquartier befand sich noch in Berlin, als der Weltkrieg durch den Angriff auf Lüttich eingeleitet wurde. Ein kühnes Unternehmen, das alle Lehren des Festungskrieges beiseite schob und auch bei vielen Beteiligten Mißtrauen erweckte. Bei allen kühnen Unternehmungen hängt der Erfolg an einem Faden. Dem kühnen Entschluß muß der Wille zur Durchführung folgen. Die ersten Nachrichten lauteten ungünstig. Einige Angriffskolonnen kamen nicht vorwärts oder wurden zum Rückzuge gezwungen. Unter den Wagenkolonnen im Rücken entstanden Schrecken und Verwirrung. Kurz, es traten die Erscheinungen ein, die im Kriege nichts Ungewöhnliches sind. Nur der entschlossene Mann, der die Verhältnisse des Krieges durch Arbeit oder Erfahrung kennt, überwindet die Reibungen. Dieser Mann war Ludendorff. Ihm ist der Erfolg zu verdanken. —

Als die Operationen begannen, ging das große Hauptquartier nach Coblenz. Auf der Fahrt dorthin habe ich am Fenster des Abteils gestanden und die Heimatsgebiete an meinen Augen vorüberfliegen lassen. Auch in der Nacht konnte ich mich von dem Anblick nicht losreißen. Nie ist mir mein Vaterland so schön erschienen als jetzt, wo wir um seinen Bestand und um alles, was das Wort Heimat umschließt, kämpfen sollten.

In Coblenz waren wir in einem Gasthause untergebracht, dessen Gegenüber eine Inschrift trug, die besagte, daß der alte Moltke dort im Jahre 1870 gewohnt habe. Sein Neffe nahm es als gutes Vorzeichen.

Der sonst ruhige Aufenthalt in Coblenz wurde durch zwei

traurige Vorfälle getrübt. In der Eifel erschoß sich der Kommandeur einer Kavallerie-Division, der einen sehr bekannten Namen trug. Der Grund ist mir unbekannt geblieben. Ebenso erschoß sich in Coblenz eine bekannte Persönlichkeit des Hofdienstes. Hier war wohl Schwermut die Ursache gewesen. Ich hatte ihr im Zuge gegenüber gesessen und mit ihr gesprochen. Damals berührte der Tod bekannter Personen noch tiefer, bis der Krieg mit seinen zahlreichen Opfern dagegen abstumpfte.

Während im Westen sich der Vormarsch planmäßig abspielte, war im Osten der Russeneinfall erfolgt und die Gegenoperation verunglückt. Die Aufgabe des dort führenden Generaloberſten von Prittwitz war schwer. Dieses Grenzgebiet hatte von jeher durch seine Eigenart zu vielen militärischen Betrachtungen und Erörterungen geführt. Als letzte Auskunft bei einem feindlichen Vorgehen war bisweilen die Behauptung der Weichsellinie hingestellt. Es ist immer mißlich, wenn solche Lehrmeinungen den Geist der Führung beeinflussen. Die Entschlüsse dürfen nur aus den gerade vorliegenden Verhältnissen heraus gefaßt werden. Hindenburg wurde gerufen, der noch unbeschäftigt zu Hause saß, und Ludendorff ihm als Chef des Generalstabes beigegeben. Das Ergebnis war die Schlacht von Tannenberg, operativ wie taktisch eine der glänzendsten Kriegshandlungen aller Zeiten.

Das Fortschreiten der Bewegungen im Westen machte die Verlegung des großen Hauptquartiers nach Luxemburg nötig. Die Dörfer im Lande muteten wie deutsche Ortschaften an. Von der Stadt konnte man dies nicht sagen. Der Gastwirt, bei dem ich wohnte, hielt sich für den einzigen Freund der Deutschen und glaubte flüchten zu müssen, wenn wir zurückgeworfen würden. Er betrug sich übrigens oft selbst nicht freundlich gegen uns. Besondere Schwierigkeiten mit der Bevölkerung und den Be-

hörden sind mir damals nicht aufgefallen. Dagegen zeigte ein Beispiel, daß ein Heer, auch wenn es noch so gut ist, auch schlechte Mitglieder enthält. Ein Mann in Unteroffizieruniform wurde ergriffen, der im Kraftwagen umher fahrend von verschiedenen Orten Geld beigetrieben hatte. Er führte besondere Vordrucke bei sich, die er den Ortsvorständen als Quittungen einer militärischen Behörde gegen die Herausgabe bestimmter Summen zurück ließ. Es stellte sich heraus, daß er ein wegen Unbrauchbarkeit entlassener Mann war, der sich nicht zurück begeben hatte, sondern bald in Unteroffizier-, bald in Offizier-Uniform das Land brandschatzte. Als er gefaßt wurde, hatte er 30 000 Franken beisammen. Wie mancher Halunke mag dem Heere auch später durch solche Handlungen geschadet haben! Die Ortschaften waren hoch erfreut, als sie ihr Geld wieder erhielten. Der Übeltäter wurde leider meiner Gerichtsbarkeit entzogen, da er schon aus dem Heere ausgeschieden war. Ich hätte ihn kurzer Hand erschießen lassen. Das Zivilgericht wird ihn glimpflicher behandelt haben.

Da die Bewegungen der Armeen sehr schnell erfolgten und die rechten Flügelarmeen nur durch Funkspruch zu erreichen waren, genügte Luxemburg als Standort sehr bald nicht mehr. In der Umgebung des Kaisers bestand eine Abneigung gegen die Verlegung des großen Hauptquartiers nach Frankreich hinein. Der Kaiser selbst war nicht dagegen, lehnte aber Sedan als Unterkunft entschieden ab. Nun kam der Rückschlag an der Marne. Jetzt sind die Anschauungen darüber noch unklar und in der Hauptsache falsch. Wenn ich auch über Einiges unterrichtet bin, so fehlt mir doch die Kenntnis der Zusammenhänge, so daß ich mir ein abschließendes Urteil noch nicht erlauben darf. Ich muß es auf eine spätere Zeit verschieben.

Nach dem Rückzuge bin ich bei den Armeen gewesen. Es

herrschte Ruhe und Ordnung. Bei der 2. Armee (von Bülow) konnte ich in Gegend von Reims die vergeblichen Durchbruchsversuche der Franzosen und Engländer beobachten. Das Fort Grimont bot eine vortreffliche Übersicht. Zum ersten Male nahm ich an einem Gefecht teil. Die Gefechtshandlung war nicht stark und machte mir keinen besonderen Eindruck. Da ich unabhängiger Zuschauer war, legte ich mich zu einer Jägerkompagnie in den Schützengraben, der mit den späteren Schützengräben allerdings nur den Namen gemein hatte. Die Leute freuten sich offenbar über meinen Besuch und meine Nebenleute erzählten mir von ihren Erlebnissen. Infanteriefeuer erhielten wir nicht, nur Artillerie sandte ihre Grüße in die Nähe. Mein Adjutant ließ mir aber keine Ruhe und holte mich aus dem Schützengraben heraus. Die Berechtigung dazu konnte ich ihm nicht absprechen. Im Alter und in höheren Stellungen muß man auch als Soldat mit den Jugendträumen brechen. Mir ist ein Korpsführer bekannt, der bei dem ersten Gefecht seiner Truppen in die vorderste Schützenlinie eilte. Das ist mir verständlich, bleibt aber ein Fehler. Der Führer gehört dort nicht hin und hat Wichtigeres zu tun. Wohl aber muß es ihm unbenommen sein, in kritischen Lagen auch seine Person einzusetzen. Die Kriegsgeschichte kennt manche solcher Beispiele. Aber sie sind nicht immer mit dem Glanze umwoben gewesen, wie es überliefert ist, so z. B. Napoleon mit der Fahne in der Hand an der Brücke von Arcole. Trotz alledem habe ich später als Truppenführer meine jungen Offiziere beneidet, die sich bei Unternehmungen durch Tapferkeit, Gewandheit und List auszeichnen konnten, während ich an meine Befehlsstelle gebunden war.

Ich sah bei Reims noch den Rückzug der Franzosen, der im starken Artilleriefeuer gut geordnet erfolgte. Dann fuhr ich auf Umwegen zur 1. Armee (von Kluck), da es nicht sicher war,

ob feindliche Kavallerie zwischen beiden Armeen durchgebrochen war. Zwischen ihnen klaffte nämlich eine 20 km breite Lücke. Die Armee traf ich im Gefecht, als gerade die Meldung einlief: „Die Engländer gehen zurück!“ Nun war Gewißheit erlangt, daß die Armee nicht abgeschnitten war, wie befürchtet wurde.

In der Nacht bin ich nach Luxemburg zurück gefahren. Als ich am Morgen eintraf, fand ich meine Ernennung zum Führer des XIV. Reservekorps vor. Von Moltke nahm ich kurzen und herzlichen Abschied. Er machte einen kranken Eindruck und sagte: „Sie werden für mich geopfert.“ Ich kam mir aber keineswegs als Opferlamm vor, sondern freute mich, wieder Truppenführer zu sein. Dann meldete ich mich beim Kaiser ab und bat ihn, das große Hauptquartier mehr hinter die Mitte zu legen, da es vom rechten Flügel zu entfernt sei. Er war damit ganz einverstanden, aber in seiner Umgebung herrschten immer noch Bedenken. Danach bin ich auf altbekannten Straßen durch Lothringen, an Metz und Mörchingen vorbei, in die Vogesen gefahren, um dort mein Korps zu übernehmen. Es hatte blutige Kämpfe im Waldgebirge gehabt, besonders am Donon. Jetzt fand ich es in ziemlicher Ruhe. Schon nach wenigen Tagen erhielten wir eine andere Bestimmung. Wir rückten über Saarburg i./L. in die Gegend von St. Avold und Bolchen, um gegen Antwerpen abgefahren zu werden. Dorthin wäre ich gern gegangen, da ich dieser Festung nicht viel zutraute und die wahrscheinliche Angriffsfront im Umbau wußte. Die Fahrt ging durch das Rheinland und die Eifel über Aachen und Lüttich. In Deutschland herrschte noch überall die frische Begeisterung. Wir wurden stürmisch begrüßt und mit Liebesgaben überschüttet. Nach Überschreiten der Grenze wurde es anders. Wir erhielten nicht einmal Verpflegung mehr. Von einer Verpflegungsstation

zur anderen wurden wir vertröstet. Während der Fahrt hatten wir eine andere Bestimmung erhalten, und zwar nach Cambrai. Die Bahnlinie war unsicher und wurde oft durch Banden angegriffen. Daher währte die Überführung einige siebzig statt einiger dreißig Stunden. Die eisernen Portionen mußten verzehrt werden. Durch die Störungen war auch die Reihenfolge der Züge unterbrochen. So kam es, daß der Zug des Generalkommandos mit nur vierzig Gewehren und Karabinern als erster in Cambrai einlief. Auf dem Bahnhofe waren gerade zwei Beamte durch eine Fliegerbombe getötet. In der Stadt befand sich bereits ein Kommandant mit einem Landsturmbataillon in höchst unbehaglicher Lage. Auch eine stark zusammengeschmolzene Kavalleriedivision war soeben eingerückt, die den Marsch auf Paris mitgemacht hatte und seit Überschreiten der Grenze zum ersten Male in Ortsunterkunft kam. Von ihrem Kommandeur erhielt ich die ersten Nachrichten über den Feind. Bei Douai sollten sich starke Kräfte sammeln, eine Spahidivision in der Nähe sein und allgemeiner Zuzug von Mobilgardisten stattfinden. Man hatte bei dem ersten Vormarsch die waffenfähigen Männer noch nicht zu Gefangenen gemacht. Das rächte sich jetzt. Wir führten den Krieg damals noch harmlos und jedenfalls sehr menschlich. In Cambrai bewegten sich französische Ärzte ungestört in Uniform; es konnten ebensogut Offiziere sein. Da mußte Ordnung geschaffen werden. Unangenehm fiel eine merkwürdige Sorte deutscher Mädchen auf, die auf mir unerklärliche Weise dorthin gelangt waren und sich als Pflegerinnen ausgaben. Sie wurden bald entfernt und durch Rote-Kreuz-Schwestern ersetzt. Schon am folgenden Tage wurden unsere gegen Bapaume vorgeschobenen Sicherungen angegriffen. Inzwischen war die Verbindung mit dem Oberkommando in St. Quentin aufgenommen. Wir erhielten Befehl, schleunigst

über Bapaume auf Albert vorzugehen. Das war leichter gesagt wie getan. Meine Truppen trafen nur allmählich ein und befanden sich in der Ausladung, besonders fehlte Artillerie. Die Aufklärung nach vorwärts war soeben erst angesetzt. Vor uns sollte sich starke französische und englische Kavallerie befinden. Eine verlassene französische Batterie wurde von unserer Kavallerie in der Nähe von Cambrai gefunden. Vielleicht rührte sie noch aus früheren Kämpfen her. An einer anderen Stelle lag ein zusammengeschossener Kraftwagenzug von uns, der von feindlichen Kraftwagen mit Geschützen zerstört war. Die Anzeichen von Krieg und Kampf mehrten sich.

Es ist eine eigene Sache, wenn man so plötzlich in fremde Verhältnisse versetzt wird. Man weiß herzlich wenig, Gerüchte schwirren in der Luft, die alles übertreiben. Erst langsam kommt die Aufklärung zur Geltung und wird die Fühlung mit dem Feinde und den Nachbartruppen erreicht, die sich in ähnlicher Lage befinden. Links wurde sie mit dem II. bayrischen Korps aufgenommen, das gegen die untere Ancre nördlich der Somme vorgehen sollte. Rechts sollten zwei höhere Kavalleriekommandeure die Deckung übernehmen. Sie waren aber noch nicht eingetroffen. Daß ich einem jungen Generalstabsoffizier der Armee, der mich durchaus vorwärts hetzen wollte, in dieser Lage sehr deutlich wurde, wird mir niemand verdenken. Am dritten Tage wurde der Marsch angetreten, rechte Kolonne (26. Reserve-Division) unter General der Infanterie Freiherr von Soden auf Bapaume, linke Kolonne (28. Reserve-Division) unter General der Infanterie von Pawel links an Bapaume vorbei. Noch fehlten viele Truppen; die Mehrzahl der vorhandenen traten unmittelbar aus den Bahnzügen an und hatten weder Nachtruhe gehabt noch gegessen. Aber unsere alten Truppen waren erprobte Leute und kannten ihre Pflicht. Die rechte Kolonne

stieß bald auf den Feind. Ich fuhr gerade im Kraftwagen zu ihr und wollte den Führer sprechen, der bei der Vorhut sein sollte. Als ich mich ihr näherte, sahen wir die ersten Toten von uns. Aus einem Walde rechts der Straße traten lange Schützenlinien. „Das ist der Feind!" rief neben mir mein Generalstabschef Oberstleutnant Bronsart von Schellendorf. Wir fuhren hinter eine Ziegelei wo ich den Führer traf. Er entwickelte seine Truppen ruhig und geordnet. Die Sache war bald beendet; der Feind wurde schnell geworfen und er verschwand noch schneller. Dann fuhr ich zur linken Kolonne. Unterwegs sperrte eine Kavalleriedivision, die längst auf dem rechten Flügel sein sollte, den Weg in einem Dorfe. Ich habe sie nicht freundlich begrüßt. Die linke Kolonne fand ich entwickelt und im Gefecht nahe der Straße Bapaume—Peronne. Vor uns lag ein Jägerbataillon im Feuergefecht. Da erschien plötzlich neben uns ganz harmlos eine Kolonne der großen Bagage. Auf meine Frage, wo sie hinwolle, wurde geantwortet: „Zum Bataillon." Es war das vor uns kämpfende Jägerbataillon. Ich schickte sie sofort zurück und erwähne des Vorgangs, weil solche unerwarteten und für unmöglich gehaltenen Dinge im Kriege tägliche Erscheinungen sind, auf die jeder Offizier gefaßt sein muß. Ihre Kenntnis und Verbreitung kommen aber oft zu kurz. Der junge Offizier erwartet die Ordnung der Friedensübungen und kann durch fremde Erscheinungen beeinflußt werden. Er muß aber auf alles gefaßt sein und auch wissen, daß selbst der tapferste Mann und die beste Truppe in Verwirrung geraten können. Auch hier ging das Gefecht schnell vorwärts und der Feind verschwand. Der Führer wollte ruhen lassen und die Dämmerung abwarten, da feindliche Kavalleriebatterien auf großer Entfernung die Marschkolonnen stören konnten. Unsere Feldgeschütze hatten damals noch nicht die Schußweite der feindlichen, um dies

verhindern zu können. Da es inzwischen Nachmittag geworden, das Korps immer noch nicht vollzählig und die Truppe sehr angestrengt war, so befahl ich zu essen und zu ruhen. Wir hielten die Kämpfe für beendet. Der Befehl für Unterkunft und Vorposten, die nahe der Ancre stehen sollten, wurde ausgegeben. Als schon die Bagage des Generalkommandos nach einem Orte bei Longueval in Marsch gesetzt war, erschien ein Offizier des II. bayrischen Korps und meldete, daß dieses Korps mit dem rechten Flügel bei Longueval im Kampf stünde. Die Nachricht überraschte um so mehr, als das Korps vorher mitgeteilt hatte, es habe am Vormittage gegenüberstehenden Feind geworfen. Auch war trotz der geringen Entfernung kein Gefechtslärm vernommen. Die Divisionen wurden nun wieder in Marsch gesetzt, die rechte auf der Chaussee nach Albert, die linke auf Longueval. Sie trat nicht mehr ins Gefecht; der Feind war bei ihrem Anmarsch zurückgegangen. Die rechte Division mußte sich ihre Quartiere nahe der Ancre noch in der Dunkelheit erkämpfen. Unsere Bagage hatte das in Aussicht genommene Quartier umkämpft und in Brand geschossen gefunden. Ein Adjutant brachte sie aber glücklich zurück. Das Generalkommando blieb in dem großen Dorfe le Transloi und kam in einem stattlichen Bauerngehöft unter. Das Haus zeugte von der Wohlhabenheit der Besitzer. In meinem Zimmer konnte man sich vor Polstermöbeln kaum bewegen. Die Familie lebte aber in der Küche. Ich habe das Dorf nach der Sommeschlacht verwüstet gesehen und vorher den traurigen Anblick der flüchtenden Einwohner gehabt. Was ist Deutschland alles erspart geblieben und hätte weiter erspart werden können, wenn es gewollt hätte!

An den folgenden Tagen wurden die Kämpfe fortgesetzt. Hatten wir anfänglich nur Mobilgarden und Kavallerie gegen-

über gehabt, die keinen großen Widerstand leisteten, so traten jetzt Linientruppen mit starker Artillerie auf, die auf den Höhen jenseits der Ancre und zwischen Ancre und Somme vorzügliche Stellungen fand. Das II. bayrische Korps kam an dem festen Orte und Schlosse Maricourt zum Halten. Wir erreichten die Linie Thiepval—Fricourt. Rechts rückwärts befand sich noch Feind in den Orten um Miraumont und rückwärts und nördlich davon. Wir saßen also mitten darin. Die Kavalleriemassen waren rechts von uns eingetroffen und hatten vor den besetzten Dörfern einen harten Stand. Als eine Kavalleriedivision am weitesten rechts sich nicht behaupten konnte, war meine Rückzugs- und Verbindungsstraße auf Cambrai bedroht. Ein mir bekannter Kavallerieführer rief mir bei einer Begegnung zu: „Stein, Stein! es ist eine faule Sache!" Aber wir haben den Mut nicht verloren und die besetzten Orte in Flanke und Rücken meist durch nächtlichen Angriff genommen. Der Armeeführer, Kronprinz von Bayern, kam in dieser Zeit einmal zu mir und war über die Lage doch sehr erstaunt, aber erfreut, daß wir soweit gekommen waren. Nach oben hin verschieben sich die Bilder zu leicht. Auch der damalige Chef des Generalstabes der Armee von Falkenhayn ließ später eine Mitteilung los, die sich auf die Angaben eines französischen Generals stützten, nach denen mein und die neben mir stehenden Korps tagelang durch Mobilgarden aufgehalten sein sollten. Ich habe sie recht kräftig widerlegen können durch den Hinweis, daß meine Truppen am ersten Marschtage unmittelbar aus der Ausladung heraus in unvollständiger Stärke und zum größten Teile ungegessen und unausgeruht 45 km zurückgelegt und dazwischen zwei Gefechte geliefert hatten. Gewiß eine hervorragende Leistung, die ich meinen braven Truppen nicht verkümmern lassen wollte. Dann standen wir an der Ancre und rückwärts in einer Frontbreite

von 27 km einer doppelten Überlegenheit gegenüber. Da saßen wir natürlich fest. Die Lage verbesserte sich aber täglich. Neue Korps zogen hinter uns entlang und verlängerten den Flügel nach rechts, nachdem sie noch Bapaume zu unserer Sicherung besetzt hatten. Ich schildere diese Lage, um zu zeigen, daß man auch in schwieriger Lage nicht zu verzagen braucht und den Gegner am sichersten durch den Angriff fesselt. Ist man auf sich allein angewiesen, so muß man vorsichtiger verfahren, hat man aber Verstärkungen in Aussicht, so kann man viel wagen.

In der erreichten Linie kam es nach und nach zum Stellungskriege. Jenseits des Ancrebogens wurden noch die Orte Beaucourt und Beaumont durch nächtlichen Angriff genommen und dadurch der Anschluß an die rechts von uns unter schweren Kämpfen vorgehende Garde gewonnen, die über Serre in Richtung Arras bis Monchy die Front verlängerte.

Ich hatte Unterkunft in dem freundlichen, aber ärmlichen Dorfe Martinpuich genommen. Dort überraschten wir noch einige bescheidene Sommerfrischler aus Paris. Man lag hier seinen Truppen so nahe, daß man sofort hören konnte, wenn in der Front etwas los war. Die Unterkunft war zuerst sehr eng. Wir teilten uns in zwei Zimmer. In dem einen wohnte ich und es wurde darin gemeinsam gegessen, das andere war Arbeitszimmer und Wohnraum für einige Offiziere. Zum Überfluß befand sich noch der Fernsprecher darin. Einige meiner Mitarbeiter hatten längere Zeit für ihre kärgliche Nachtruhe nur ein Strohlager. Erst allmählich konnte mehr Platz geschaffen werden. Der Feind schoß nur selten und vielleicht nur zufällig in das Dorf. Die Franzosen schonten damals die Orte, die nicht gerade in der Gefechtslinie lagen, sehr im Gegensatz zu den Engländern. Auch hielten sie für das Schießen bestimmte Zeiten und Regeln inne, so daß der Schießerei leicht auszuweichen war.

Wie harmlos unsere Leute damals noch die Sache auffaßten, zeigte folgender Vorgang. Als ich eines Tages mit einigen Generalstabsoffizieren in meinem Zimmer saß, schlug in ein gegenüber liegendes ärmliches Gehöft eine Granate ein. Die dort untergebrachten Mannschaften stürzten wie ein Bienenschwarm heraus und stellten sich hinter ein Haus. Der dicke Koch, der auf dem Hofe in einem Kessel rührte, schwang seine Kelle und rief: „Mir hat es nichts getan, da in den Stall ist es gegangen!" und rührte weiter. Aber unsere Burschen und Ordonnanzen waren an das Gitter des Vorgartens meines Hauses gelaufen, um besser sehen zu können. Einer von ihnen rief seinen Kameraden zu: „Mensch, so etwas bekommt man im Frieden nicht um tausend Taler zu sehen!"

Martinpuich ist mir eine liebe Unterkunft gewesen. Mein Haus war ein kleines Landhaus, in dem der Arzt gewohnt hatte, der jetzt eingezogen war. Als Herrin waltete darin seine Schwester, eine reife Dame unbestimmten Alters, die in großer Aufmachung sehr prächtig aussah, aber sonst einen etwas ungeordneten Eindruck machte. Sie nähte meist Lederbeutel für Geldtaschen. Ihre Vergangenheit war nicht ganz klar. Als ich bei der Begrüßung nach ihrem Manne fragte, antwortete sie kurz: „Einen Mann gibt es nicht." Später erfuhr ich, daß sie in Neuyork gelebt und viel Geld verdient haben sollte. Eine sehr hübsche Tochter von ihr sollte in Paris in einem Kloster erzogen werden. Sie galt im Dorfe für reich und geizig, hielt Pferde und Wagen und hatte zur Bedienung einen kleinen Bengel und ein schmutziges Mädchen, die sich fortwährend zankten. Wir haben uns gut mit ihr vertragen und ihr oft von unseren Vorräten abgegeben. Zum Schluß bat ich sie um Überlassung einiger einfacher roter Tassen, die wir in Gebrauch hatten und die sich meine Offiziere als Andenken wünschten. Als Gegen-

leistung überreichten wir ihr das schönste Teegeschirr, das in St. Quentin aufzutreiben war. Darüber war sie sehr entzückt. Sie hat mich später in Bapaume aufgesucht, um meine Vermittlung für ihren Abschub in das unbesetzte Frankreich zu erbitten. In der Pracht, in der sie erschien, hatte ich sie nicht wieder erkannt.

Ich könnte viele Züge erwähnen als Beweis für das friedliche Zusammenleben mit den Einwohnern. In dem großen Gebiet des Korps, das einige siebzig Gemeinden umschloß, sind nur verschwindend wenige und geringe Strafen gegen Einwohner nötig gewesen. Ich habe mich aber auch jeder unnützen und verletzenden Bestimmung enthalten. Heute empfinden unsere linksrheinischen Landsleute viele Anordnungen der Feinde als ungerecht und demütigend, besonders die Grußpflicht. Einige Vorgesetze haben sie damals auch in Frankreich eingeführt. Ich bin ein Gegner solcher Bestimmungen, die ich in entgegengesetzter Lage selbst als schimpflich empfinden würde. Es gibt aber Fälle, in denen man solche und ähnliche Anordnungen treffen muß, um sich äußere Achtung zu erzwingen; doch soll man sie nicht ohne Grund anwenden. Man darf natürlich nicht erwarten, daß gut behandelte und scheinbar gutmütige feindliche Einwohner sich bei Rückschlägen weiter freundlich zeigen; schlecht behandelte werden es erst recht nicht tun, da dies gegen jedes völkische Empfinden gehen würde. Nur in Deutschland könnte es möglich sein, wo jenes Empfinden fehlt. Auch in Frankreich konnte man schöne menschliche Züge bei den Leuten finden. Als ich eines Tages zum Begräbnis zweier gefallener Flieger ging, traf ich vor der Kirche eine Anzahl älterer Leute in schwarzen Anzügen. Auf meine erstaunte Frage, ob etwa so viele Angehörige zum Begräbnis gekommen seien, erhielt ich die Auskunft, daß die Dorfbewohner gebeten hätten, an der Totenfeier teilnehmen zu dürfen.

Die Gefallenen hatten in dem Dorfe Unterkunft gehabt. Aus Martinpuich hatten wir ein junges Mädchen, das in unserer Küche arbeitete, auf seinen Wunsch mit nach Bapaume genommen. Nach einigen Wochen sah ich das Mädchen weinen und fragte nach dem Grunde. Es hatte Heimweh, obschon die Orte kaum eine Meile auseinander lagen und es jederzeit zu seiner Familie gehen konnte. Auf meine Vorstellung, daß Martinpuich jetzt stärker beschossen würde und es dort in ständiger Gefahr sei, erklärte es, lieber zu Hause sterben als an einem fremden Orte leben zu wollen. Ich mußte das Mädchen ziehen lassen, so leid es mir tat. Hoffentlich ist es dem Untergange seiner Heimat entgangen. Vielen Bewohnern merkte man die germanische Abstammung an. Die blondköpfigen Kinder und manche der zurückgebliebenen alten Leute hätten in deutschen Dörfern auftreten können, ohne aufzufallen. —

Wir hatten zwar täglich an irgendeiner Stelle Kämpfe, aber das Leben verlief doch ziemlich ruhig. Um Weihnachten 1914 herum wurden die Kämpfe schwerer. Dabei kam etwas Lehrreiches für Offiziere vor. Während eines Gefechts entstand unter den Kolonnen Unruhe, obschon sie weit hinten lagen und von dem Gefecht gar nicht berührt wurden. Die Leute riefen: „Es geht zurück! warum kommt kein Befehl zum Anspannen und zum Rückzuge?" Was war der Grund? Der Führer der angegriffenen Division hatte die vorn befindliche Bagage marschfertig machen und zum Abfahren bereitstellen lassen, wie es bei jedem Begegnungsgefecht üblich ist. Ich habe das für die Folge untersagt. Bei dieser Kriegsart mußte man stehen oder fallen. Ging das Gepäck verloren, so war es gleichgültig.

Der Kaiser fuhr einmal vorüber und kam auch nach Bapaume. Nach Martinpuich kam er richtigerweise nicht, er ließ mir aber herzliche Grüße sagen. Später habe ich von seiner

Umgebung erfahren, daß über meine Unterkunft Schauergeschichten umliefen. Wir sollten kaum unter Dach und Fach liegen und auf Stroh schlafen. So war es nicht, die Unterkunft war sehr einfach, aber gut. Längere Zeit nachher ist der Kaiser bei mir in einem anderen Orte, St. Leger, gewesen, um Auszeichnungen zu verleihen und mit den Mannschaften zu sprechen. Da donnerten die Kanonen und die Granaten kamen recht nahe. Ich war froh, als der hohe Gast wieder im Kraftwagen saß und auf sicherem Wege abfuhr, denn auch der Herweg war nicht sicher gewesen. Das sollten sich die Leute merken, die den Kaiser beschuldigen, er habe 50 km hinter der Front den Kämpfen beigewohnt. Das ist eine gemeine Verleumdung, wie vieles andere. —

Die alte Dorfkirche in Martinpuich ist mir unvergeßlich. Ihr Turm lag schon seit Jahren eingestürzt und die Glocken standen auf einem Bauernhofe neben dem Düngerhaufen. Unsere Pioniere haben die Trümmer fortgeräumt und dem schadhaften Giebel der Kirche ein würdiges Aussehen gegeben. Wir haben oft abends in der dunklen Kirche Gottesdienst gefeiert. Lichtstümpfe, die einige Leute mitbrachten, ließen die Dunkelheit noch schärfer hervortreten. Nicht ohne Sorgen habe ich unter meinen Soldaten gesessen, wenn ich die dichtgedrängte Menge sah und mich fragte, was wird geschehen, wenn eine Granate einschlägt? Wir sind davor bewahrt geblieben. Damals ging noch ein ernster Zug durch Offiziere und Mannschaften. Sie kamen gern zur Kirche. Im Verlaufe des langen Krieges hat sich das leider geändert. Das carpe diem nahm bei der ständigen Todesgefahr überhand. Ein freundlicher Einwohner hat mir ein Lichtbild der Kirche noch aus der Zeit, als der Turm stand, geschenkt, und ein befreundeter Maler, der mich besuchte, hat sie mir in Öl gemalt. —

Das freundliche Dorf habe ich im Januar 1915 verlassen und bin nach Bapaume übergesiedelt. Als ich bald danach den Befehl über vier Divisionen und die Front bis Monchy erhielt, ließ sich die lange Front von Bapaume aus besser übersehen. Dieser Ort ist uns wie ein gewohnter Standort geworden. Erst Anfang Juli 1916 haben wir ihn verlassen. Auch dieser Ort war einfach und bescheiden, ohne jeden äußeren Reiz. Seine schöne spätgotische Kirche mit Glasmalereien haben wir fleißig zu Gottesdiensten und ernsten Konzerten benutzt. Große Schulen boten Raum für Lazarette und der Rathaussaal war ein guter Vortragsraum. Trotz fortwährender Kämpfe herrschte ein reiches geistiges Leben. Gelehrte und Künstler widmeten der Truppe ihre Dienste. Vorträge, Konzerte und Theater wurden reichlich geboten. Selbst das Hoftheater zu Stuttgart erfreute uns einige Male durch seine Kunst. Die Reserveregimenter hatten sich erst im Felde Musikkorps gebildet, die unter ausgezeichneter Leitung bald Vortreffliches leisteten. Unter andern war ein Kapellmeister aus Bayreuth dabei tätig. Der Spielleiter der Münchener Hofbühne stand als Offizier bei einer der Divisionen. Er, wie viele Gelehrte süddeutscher Hochschulen, Schauspieler und Künstler verschiedener Art aus der Truppe, sie alle trugen dazu bei, den Krieger über die Mühen des Tages zu erheben. Die geistige Nahrung ist in solcher Lage ebenso wichtig wie die leibliche, wenn der Geist frisch und rege erhalten bleiben soll. Am nächsten liegt freilich die Sorge für die leibliche Nahrung. Sie kam durch den vortrefflichen Intendanten Presting zu ihrem vollen Recht. Mein damaliger Generalstabschef von Kleist richtete eine Kochschule ein, zu der die Truppenköche abwechselnd kommandiert wurden. Sie versah auch die den Ort berührenden Kommandierten mit Verpflegung. Als gemeinsames Organ wurde eine Schützengraben-

Zeitung gegründet, in der jeder zu Worte kommen konnte. Sie hat bis zur Veränderung des alten Korps durch Ablösung der alten Verbände bestanden. Vielleicht nimmt auch aus diesen Angaben ein oder der andere junge Kamerad eine Lehre oder Anregung mit.

Wir hatten damals noch die alten bewährten Offiziere und Mannschaften des festgefügten und erzogenen Heeres. Religiöser Sinn und geistiges Streben waren im hohen Maße vorhanden. Ohne die geistige Erhebung und gute körperliche Pflege würden wir uns in der Sommeschlacht gegen die erdrückende Übermacht nicht gehalten haben. Auch der sorgfältige Ausbau der Stellung hat dazu beigetragen. An solche Bauten gehen die Truppen nicht gern heran. Sie müssen mit Strenge dazu angehalten werden. Das wird erst besser, wenn sie einmal den Nutzen derselben am eigenen Leibe erfahren haben. Eine Vorstellung von der Arbeitsleistung erhält man durch die Angabe, daß diese Divisionen über 400 km lange Verteidigungs- und Verbindungsgräben ohne die Zahl der Unterstände angelegt haben.

Uns fehlte zuzeiten viel an Gerät und Munition. Maschinengewehre, sogar Batterien haben wir uns zuerst aus Reservestücken, eroberten Waffen und durch Bettelei bei auswärtigen Depots verschafft. Später wurde dieses Verfahren verboten, und wir erhielten das Fehlende geliefert. Der Munitionsmangel machte den Führern bittere Stunden, wenn sie erleben mußten, daß die Leute sie am Mantel festhielten oder vor ihnen niederfielen und baten: „Lassen Sie die Artillerie schießen, wir wollen gern aushalten, aber sie schießt nicht!" Da krampft sich das Herz zusammen, wenn man nur wenige Schuß für den Tag zur Verfügung hat, weil die Munition an anderer Stelle nötiger war. Ähnlich war es zeitweise mit den Sandsäcken. Die in mühevoller Arbeit errichteten Deckungen wurden

immer wieder eingeschossen. Mit Schippe und Spaten konnte man nicht folgen. Da mußten Sandsäcke bereit sein. Ich habe später als Minister gegen eine Gesellschaft einschreiten müssen, die wucherische Preise für Sandsäcke genommen haben sollte. Auch der Offizier, der die Abschlüsse gemacht hatte, wurde zur Rechenschaft gezogen. Sind ihm solche Klagen und Verwünschungen wie von uns damals zu Ohren gekommen, so kann ich ihm nachfühlen, wenn er schließlich gesagt hat: „Es ist mir gleich, woher und um welchen Preis ich sie nehme!"

Trotz aller Mängel haben wir durchgehalten, bis die Not behoben wurde. —

Ich bin immer gern bei meinen Soldaten im Schützengraben gewesen. Der Weg dorthin war gefährlicher als der Aufenthalt im Graben selbst, wenn nicht gerade starkes Gefecht war. Man konnte sich dabei selbst prüfen. Oft ist man gleichgültig gegen die Gefahr. Dann gibt es Tage, wo man sich zwingen muß. Es wird wohl vielen so gehen. Am leichtesten hat es der, der die Gefahr nicht kennt. Wer aber fortgesetzt auf sie achtet, ist verloren.

Dankbar habe ich die Fürsorge der Truppen für mich empfunden, wenn ich bei ihnen in der Stellung war. Da hieß es: „Exzellenz, dort dürfen Sie nicht hin, da schießt immer ein Maschinengewehr; da dürfen Sie nicht vorbeifahren, sonst sieht es die feindliche Artillerie," und ähnliches. Ein braver Musketier hat mich einmal von der Brustwehr herabgerissen, weil ein gegenüber sitzender Baumschütze auf mich schoß. Man fühlte sich unter seinen Leuten so sicher und konnte sich ihnen mit Leib und Leben anvertraun. Und was ist heute aus der deutschen Treue geworden? Sie scheint der Vergangenheit anzugehören. —

Die Orte in und dicht hinter den Stellungen waren in Trümmer geschossen. Einige Bilder haften besonders stark im Gedächtnis. Oft habe ich einen Dorfkirchhof berührt, auf dem die schweren Granaten die Ruhestätten längst Verstorbener bloßgelegt hatten. Ein schauerlicher Anblick! In einem Dorfe war die hochgelegene Kirche ein beliebtes Ziel des Feindes. Die Wolken lugten durch das zerschossene Dach auf ein Trümmerfeld. An einem Pfeiler lehnte, von ihrem Unterbau herabgeschossen, eine Christusfigur. Dort oben hatte sie die Arme segnend ausgebreitet, hier unten reckte sie liegend einen Arm wie zur Anklage empor. Auf dem zerstörten Hochaltare stand unverletzt ein Muttergottesbild und blickte mit großen Augen auf die Verwüstung. Ein Stoff für einen Maler oder Dichter. Mein Freund wollte das Kirchlein malen, aber die feindlichen Geschosse vertrieben ihn. Am tiefsten war der Eindruck beim Anblick der Gräber unserer Gefallenen innerhalb der Stellungen. Die Kameraden hatten ihre Toten dort oder in der Nähe gebettet, wo sie gefallen waren. Kleine Friedhöfe, liebevoll gepflegt, zeigten die Stellen. Auf die Sammelfriedhöfe weiter rückwärts konnte mehr Schmuck verwendet werden. Dort sollten die Künstler ihre Studien gemacht haben, wie man dem Empfinden des Kriegers gerecht wird. Ich habe später im Künstlerhause zu Berlin eine Ausstellung von Denkmalsschmuck gesehen. Das war nicht dem Leben und Sterben im Kampfe abgelauscht. Kalt und unverständlich mutete es an. Für das ganze Korps hatten wir auf dem Friedhofe zu Bapaume ein Totenmal errichtet, nicht weit von einem geschmacklosen französischen Denkmale des Jahres 1871. Unser Denkmal bestand aus einer einfachen Spitzsäule, die von den Gräbern unserer und auch der feindlichen Toten umgeben war. Dauerhafte Tafeln oder Steine trugen die Namen der unter ihnen Ruhenden. Auch ein im

Jahre 1871 gefallener preußischer Gardeoffizier war in ihre Reihen einbezogen. Ich habe auf das Denkmal die Worte gesetzt:

„Wir neigen das Haupt vor unseren Toten,
Die furchtlos und treu ihr Leben boten.
Was sterblich war, brachten wir hier zur Ruh,
Ihr Geist zog befreit der Heimat zu."

Was wird von diesen Zeichen der liebenden Ehrung übrig geblieben sein, nachdem in der Folge die schwersten Kämpfe wiederholt über sie dahingebraust sind! Aber die Erinnerung ist geblieben, und Nachbildungen des Denkmals sind in alle deutschen Gaue gesandt, denn das Korps war eine Musterkarte der deutschen Stämme und des geeinten Deutschlands. Schwaben und Badener, Hanseaten und Mecklenburger, Westfalen und Thüringer, Märker und Sachsen, Rheinländer und Bayern, sie alle waren darin vertreten. Ich bin oft auf dem Kirchhofe gewesen. Durch seine Bepflanzung bot er ein freundlicheres Bild als die meisten französischen Friedhöfe. Die heimischen Grabdenkmale waren nicht erhebend. Das Grab eines jungen Musikers machte eine Ausnahme. Es war durch einen Pariser Bildhauer mit einer auffallend schönen Muse in Trauer geschmückt. Ich habe von ihr ein Lichtbild aufnehmen lassen und aufbewahrt. —

Der Aufenthalt in Bapaume wurde fast täglich durch Fliegergeschwader gestört. Wir hatten anfänglich nur wenig entgegen zu setzen. Aber eine vortreffliche Abwehrbatterie in der Nähe der Stadt mahnte den Gegner zur Vorsicht. Luftschiffe erschienen nur selten. In einer Nacht wurde ich durch starke Geräusche geweckt. Ich trat an das Fenster, als kaum zwanzig Schritte entfernt im angrenzenden Garten eine Bombe zersprang. Ein Luftschiff zog über die Stadt. Zwei Häuser waren zerstört,

darunter unsere Post. Leider fand dabei ein durchreisender Offizier, der im Nachbarhause untergebracht war, durch einen stürzenden Balken den Tod. Mir und meinem Hause war nichts geschehen; der sehr weiche Gartenboden hatte die Sprengstücke verschluckt. Zu unserem Erstaunen mußten wir aus aufgefundenen Blindgängern feststellen, daß es ein verflogenes deutsches Luftschiff gewesen war. Der unglückliche Führer soll später gefallen sein. Nur ein feindliches Luftschiff habe ich einige Zeit danach in einem anderen Standorte in nächster Nähe erlebt. Es überflog unser Quartier in der Nacht und warf dann alle Bomben ohne Schaden in freies Feld. Aber die Flieger waren unangenehme Gäste, bis unsere Fokker erschienen. Da pflegte der Feind selbst bei starker Überlegenheit auszureißen. Die berühmtesten Flieger traten bei uns auf. Immelmann war bei der Nachbararmee, aber er erschien sofort, sobald die hohen Sprengpunkte unserer Abwehrgeschütze anzeigten, daß bei uns etwas los war. Ich konnte ihn nach einem Siege bei dem erlegten feindlichen Flugzeuge begrüßen. Ein Insasse war tot, der andere unverletzt. Er erzählte, daß sein Kamerad während des Kampfes plötzlich ausgerufen habe: „Es ist vorbei! Es ist Immelmann!“ Gleich danach hatte er den tödlichen Schuß erhalten. Bölke war mein Staffelführer. Wer diesen ruhigen und bescheidenen Mann gekannt hat, wird meinen Schmerz ermessen, als mir ein Generalstabsoffizier weinend meldete, Bölke ist gefallen. Kurz vorher war er noch mein Gast gewesen. Der Gegensatz zwischen Leben und Tod war zu groß, und ich habe mich der Tränen nicht geschämt. Auch Richthofen soll einmal in der Staffel gewesen sein, doch kann ich mich seiner nicht erinnern. Ein Berliner Künstler hat mir eine Mappe geschenkt, die die Radierungen der drei ruhmgekrönten und für ihr Vaterland gefallenen Flieger enthält.

Viele Helden könnte ich nennen, deren Namen nicht in die Öffentlichkeit getreten sind, aber im Andenken des Korps weiter leben. Ein Patrouillengänger war mir durch seinen Mut und seine Gewandtheit besonders wert. Aber er hatte einen törichten Zug zu Blindgängern, besonders zu den größten. Bei der Beschäftigung mit einem solchen ist er umgekommen. Ein Vizefeldwebel, von Beruf Konzertsänger, war im ganzen Korps als kühner und erfolgreicher Patrouillengänger bekannt. Er beschäftigte sich eigentlich fortgesetzt mit dem Feinde. Auch er kam eines Tages nicht lebend wieder; in einem Granattrichter beobachtend war er vom Tode ereilt. Viele Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften müßten aufgeführt werden, deren Heldentum nur in der Truppe bekannt gewesen ist und durch Häufigkeit und Gewohnheit kaum noch auffiel. In den Tagesbefehlen sind sie aber nach Ausführung ihrer Taten genannt. Einen will ich nennen, der mir besonders nahe gestanden hat und dessen Name in diesen Blättern festgehalten werden soll. Sein Tod hat mich schwer getroffen. Es war der jüngste Generalstabsoffizier, Hauptmann Taute, ein sonniger Mensch, der Sonne verbreitete. Anstatt auf Urlaub zu gehen, bat er um die Führung einer Kompagnie im Schützengraben. Der letzte Tag seines Kommandos war gekommen und er sollte am Abend zum Stabe zurücktreten. Da kam ein schwerer Angriff. Mit Begeisterung stürzte er sich in den Kampf und focht Mann gegen Mann, bis der Sieg errungen war. Am Abend ging er noch einmal mit seiner Gefechtsordonnanz aus der Stellung heraus, da brachte ein vereinzeltes Schrapnell beiden den Tod. Der Führer der Nachbarkompagnie hat seine Tätigkeit im Schützengraben, seinen Kampf und Tod in warmer Weise geschildert. Er wollte die Schilderung nicht veröffentlichen und hat sie mir geschenkt. Ich will sie noch der Öffentlichkeit übergeben. In dieser traurigen Zeit darf man nicht versäumen, unserem Volke solche Beispiele der

Tapferkeit, Selbstlosigkeit und Treue vor Augen zu stellen. Wir haben den teuren Toten in feindliche Erde gebettet. Auf seinem Malstein stehen die Worte:

„Jung schiedst du von uns!
Als schon die Sonne sank nach kampfdurchtobtem Tag
Und Siegesfreude noch in deinen Augen lag,
Traf dich der Tod.
Wir trauern still um dich.
Doch jeder Freund in unserm festgefügten Kreise
Denkt treu an dich und spricht zu sich wohl leise:
Ich hatte dich lieb."

Oft ist mir bei solchem Sterben der Alten Wort in das Gedächtnis gekommen: „Jung stirbt, den die Götter lieben." Daß es durch die Zukunft bekräftigt werden sollte, wie es jetzt geschehn, konnte man damals nicht voraussehen.

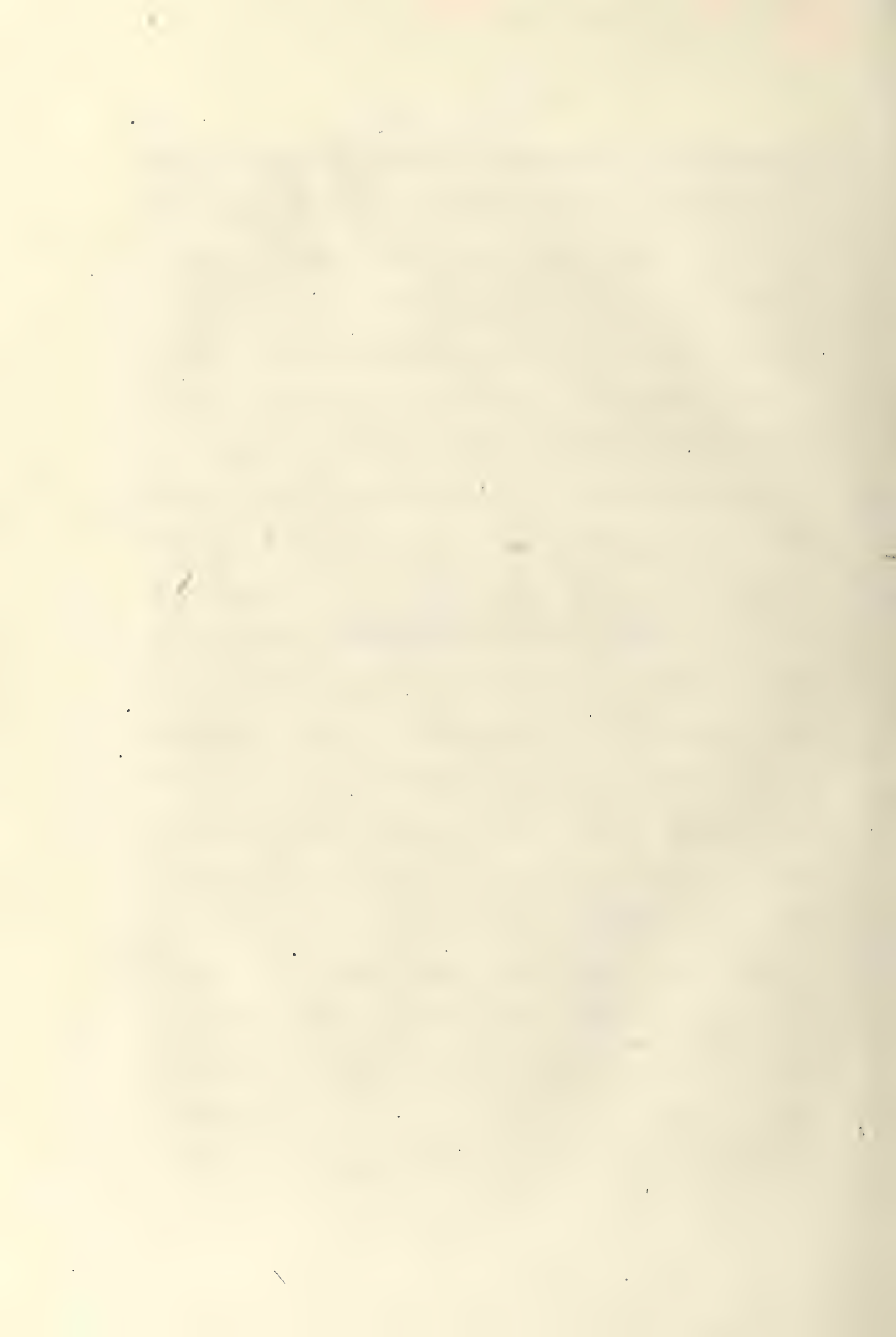
Nicht jedem treuen und tapferen Manne kann man ein Denkmal setzen. Aber innerhalb der Gesamtheit soll er zu seinem Recht kommen. Daher habe ich versucht, das Andenken an das XIV. Reservekorps, das nach dem Kriege zu bestehen aufhört, für die Zukunft zu sichern. Durch eine allgemein gehaltene Schilderung einer Kampfszene habe ich aus dem Felde heraus eine vorbildliche Tat darzustellen versucht. Die Skizze „Der Granathof" galt dem ganzen Korps. Auch die Schützengrabenzeitung sollte an das Korps erinnern. Dem gleichen Zwecke sollten die bei meiner Korpsbuchhandlung erschienenen Werke dienen, so das erste Heft des Werkes „Die Schlösser in Nordfrankreich" und das Kunstwerk „la Tour", eine Wiedergabe der berühmten Pastellsammlung von St. Quentin.

Aber auch ohne diese äußeren Zeichen der Erinnerung wird das Andenken an das Korps jedem seiner Angehörigen unauslöschlich eingeprägt bleiben. —

Im Sommer 1916 mehrten sich die Anzeichen, daß uns ein schwerer Angriff der Engländer bevorstand. Ihre Artillerie

war allmählich auf gewaltige Stärke gebracht. Wir wußten ziemlich genau, was uns gegenüber stand und mußten mit vier- bis fünffacher Überlegenheit rechnen. Am 24. Juni begann eine achttägige furchtbare Beschießung, die bei Tage und bei Nacht durch Gasangriffe begleitet wurde. In der letzten Juninacht wurde Bapaume durch schwere Artillerie beschossen. Da erwarteten wir den Angriff und er kam am 1. Juli mit aller Macht. Fast auf der ganzen Front wurde er abgeschlagen. Nur am linken Flügel drang er an einzelnen Stellen ein. Es begann nun das übermenschliche Ringen, in dem dem Gegner jeder Schritt Boden streitig gemacht wurde, um den Durchbruch zu verhindern. Hier habe ich erlebt, was die ganze Schwere des Entschlusses und das Hineingehen in die Ungewißheit bedeutet. Um das Durchbrechen des linken Flügels zu verhindern, mußte ich Bataillon um Bataillon aus dem rechten Flügel, der den Angriff glatt abgeschlagen hatte, herausziehen und durch Kraftwagen nach dem linken Flügel werfen. Als ich dem ältesten Generalstabsoffizier, Major von Löwenfeld, den gleichen Befehl für das letzte verfügbare Bataillon gab, sagte er mit tiefernster Stimme: „Exzellenz, es ist das letzte!" Ich habe ihm damals geantwortet: „Vergessen Sie diese Stunde nie im Leben. Man muß den Entschluß finden, auch das letzte einzusetzen, denn auch der Feind kann am Ende sein." Das Bataillon hat genügt, den Durchbruch zu verhindern, bis Verstärkungen von der Heeresleitung eintrafen. Der Kampf währte monatelang; das Ende habe ich nicht mehr erlebt. Gegen Ausgang Oktober wurde ich vom Kaiser zum Kriegsminister ernannt. Zum zweiten Male mußte ich eine Truppe verlassen, mit der ich mich auf Tod und Leben verbunden fühlte. —

Kriegsministerium.



Vor meiner Berufung zum Minister bin ich nie im Kriegsministerium tätig gewesen. Daher waren mir die Einrichtungen, der Geschäftsbetrieb und die Personen ziemlich unbekannt. Dieser Mangel ließ sich nicht sobald beseitigen, da die Behörde durch den Krieg in das Ungemessene gewachsen war und ihren Sitz in den verschiedensten Gebäuden und Stadtteilen hatte. Sie zählte damals zwischen 4- und 5000 Offiziere und Beamte. Dagegen stand ich als Neuling der Sache unbefangen und unabhängig gegenüber und konnte eigene Wege gehen. Die Mitarbeiter waren erfahrene und eingearbeitete Leute von unbedingter Zuverlässigkeit. Ihre aufopfernde Tätigkeit war sehr nötig. Gegenüber dem von anderen Arbeitern erstrebten achtstündigen Arbeitstage zählte mein Arbeitstag die doppelte Stundenzahl, ohne daß ich als Schwerstarbeiter beliefert wurde. Meine Mitarbeiter waren ebenso gestellt. Manche Nacht bin ich nach schwerem Tagewerke hungrig zu Bett gegangen.

Die Dienstwohnung des Kriegsministers liegt in dem zuerst für das Kriegsministerium im Jahre 1827, wenn ich mich recht erinnere, beschafften Hause. Vorher soll es in der schöngeistigen Gesellschaft Berlins eine Rolle gespielt haben. Die Gesellschaftsräume der Wohnung sind schön und künstlerisch ausgestattet, kamen aber in der Kriegszeit nicht zur Geltung. Die Wohnräume liegen weit ab und sind sehr auseinander gezogen. Zu meinem Schlafzimmer hatte ich jedesmal einen kleinen Übungsmarsch zu machen. Einer meiner Vorgänger soll sich nie zurecht gefunden und daher alle Türen mit besonderen Bezeichnungen versehen haben. Das ist mir verständlich, denn über

verschiedene Räume bin auch ich bis zuletzt im unklaren geblieben. Man betrat ja seine Wohnung nur zum Essen und Schlafen. Vieles ist erst im Laufe der Jahre angefügt oder einbezogen. Daher ist die Wohnung unübersichtlich und zu weitläufig. Die Unübersichtlichkeit gilt in noch höherem Maße für die Arbeitsräume der Mitarbeiter; ohne Führer findet man sich nicht zurecht. Gegen das Gebäude des türkischen Kriegsministeriums in Konstantinopel kann sich das des preußischen Kriegsministeriums nicht zeigen. Es ist Zeit, daß ein praktischer Neubau an die Stelle tritt. Schön ist der zugehörige parkartige Garten, den ich der Kriegszeit entsprechend sofort auf Gemüsebau einstellen ließ.

Wer zum Arbeitszimmer des Ministers will, muß das Meldezimmer und den Ministersaal durchschreiten. Beide zeugen von Preußens großer Vergangenheit, die jetzt durch Treulosigkeit und Verrat ausgelöscht ist. In dem Meldezimmer stehen kleine Figuren auf den Borden und hängen Bilder an den Wänden nach Entwürfen des verstorbenen Malers Knötel. Sie stellen die verschiedenen Uniformen der preußischen Truppenarten aller Zeiten dar. Als uns einmal eine Mutter mit ihrem kleinen Sohne besuchte, sagte das Kind: „Nicht wahr, Mutter, das ist alles noch aus der Spielstube des Onkels Minister, als er klein war?“ Das Kind traute mir zu viel zu. Meine Spielstube ist Gottes freie Natur gewesen, und ich bin dabei nicht schlecht gefahren. Ernsten Eindruck macht der Ministersaal. Hier finden sich die Bilder aller preußisch-brandenburgischen Kriegsminister und der ihnen gleich zu achtenden Offiziere, der erste noch im Harnisch. Generaloberst von Heeringen macht den Beschluß. Dann ist noch ein Platz frei. Für mich schien kein Raum mehr zu sein. — Scharnhorst und Roon würden erstaunt und ergrimmt sein, wenn sie sehen müßten, was aus ihrem Werke heute geworden ist. Ein

süddeutscher Sozialdemokrat hat einmal den Wunsch ausgesprochen, daß ich der letzte Minister im Sinne Roons sein möchte. — Vor und über den Bildern stehen die Büsten und hängen die Bilder der Könige und hervorragender Generale. In der Mitte des Saales nimmt der Sitzungstisch den größten Teil des Platzes ein; über ihm ein stattlicher Kronleuchter. Ich mag diese Räume nach der Neuordnung der Dinge nicht wieder sehen.

Über die Arbeit im Kriegsministerium brauche ich nicht viel Worte zu machen. Sie war peinlich gewissenhaft und unbedingt zuverlässig. Manches konnte freier behandelt und der Geschäftsverkehr vereinfacht werden. Arbeiten, die durch die Hände vieler Referenten der Abteilungen und Departements gehen, sind auf kürzere Wege zu verweisen. Der Anfang dazu war gemacht, aber der Krieg ist keine geeignete Zeit für Änderungen. Es ist zu überlegen, ob für die Geldwirtschaft nicht die Mitarbeit einiger hervorragender Geschäftsleute nützlich sein kann, um die Millionen, über die hier verfügt wird, voll auszunutzen. Mittelmäßige Kräfte würden aber zwecklos und erstklassige wahrscheinlich nicht zu bezahlen sein, sie müßten sich denn aus Liebhaberei oder anderen Gründen dazu bereit finden.

Die übergroße Arbeit wird sich nach Friedensschluß erst allmählich verringern und noch lange Zeit ihre Wirkung äußern. Bis das durch die Unordnung der herrschenden Zeit verschleuderte Heeresgut wieder ersetzt oder gesammelt ist, werden die Departements noch schwere Arbeit haben, wenn nicht der Traum der Abrüstung in Erfüllung geht. Die Zeichen der Zeit und die Neigungen der Feinde sprechen nicht dafür. Ich hatte mein dürftiges Zivilzeug zu einem Schneider zur Ausbesserung geschafft. Er zeigte mir ganz neue Uniformhosen, die entlassene Soldaten zur Umänderung gebracht hatten, und sagte mir, manche Leute hätten vier und fünf Stück gehabt. So wird es überall

aussehen. Wie die Waffen, die den Soldaten abgenommen sind und mit denen sich jetzt die Bürger bekämpfen, wieder in den Besitz der Heeresverwaltung kommen sollen, wird ein ungelöstes Rätsel bleiben. Der Verlust durch eigene Schuld und Torheit kann Milliarden betragen.

Für die Versorgungsarbeiten ist mehrfach ein Versorgungsamt angeregt, da sie auf lange Jahre hinaus mit an erster Stelle stehen und eher zu- als abnehmen werden. Die Frage ist aber ernstlich zu prüfen und nicht nach dem Gefühl zu behandeln. Da ein solches Amt auf die Mitarbeit der Militärbehörden angewiesen bliebe, könnten Zeitverluste und Erschwerungen statt einer Vereinfachung eintreten. Das Versorgungs- und Justizdepartement hat sich bisher des ganzen Versorgungswesens der Kriegsbeschädigten in hervorragender Weise angenommen.

Ein hervortretendes Streben nach einem Luftdepartement entsprang persönlichen Wünschen. Es hat nur Zweck, wenn das Flugwesen auf andere Grundlage gestellt wird, sonst arbeiten mehrere Stellen neben- und gegeneinander. Wie ich höre, ist ein Luftamt als Reichsbehörde geschaffen. Ob es auch militärische Einrichtungen berührt, weiß ich nicht. Man sollte das Flugwesen einer ganz freien Entwicklung überlassen, zumal wir allen Grund haben, unsere Arbeit und Werterzeugung zu fördern. Wie vorsichtig in Dingen, für die es nur wenige Sachverständige gibt, zu verfahren ist, zeigt Folgendes. Der Chef der Luftfahrabteilung hatte mich um Teilung der Abteilung gebeten, da er allein die Arbeit nicht mehr leisten könne. Durch eine Teilung würde natürlich das Luftdepartement entstanden sein. Ich zog den Gleichgestellten einer anderen Behörde zu Rate, der die Teilung nicht für nötig hielt. Als ich ihn aber nach Ausscheiden des Chefs selbst für diese Stelle anforderte, hieß es anders. Da sollte er nur dann zur Verfügung gestellt werden können,

wenn aus der Abteilung ein Departement würde. Im Reichstage gab es Stimmen für ein Departement, die Entwicklung spricht auch dafür, falls uns die Feinde einen Ausbau des Flugwesens nicht verbieten.

Viele Sorgen hatte bei der schwierigen Verpflegungslage das Verwaltungsdepartement. In den ersten Jahren des Krieges wurden die Bedürfnisse des Heeres vorweg sichergestellt, der Rest blieb für die Volksernährung. Das war für die Militärbehörden angenehmer wie für die übrigen Behörden. Jene konnten ihren Wirtschaftsplan für das ganze Jahr aufstellen, diese mußten sich mit dem Rest einrichten. Unter dem Kanzler Michaelis wurde dies geändert. Beide Teile wurden gleichmäßig behandelt und lebten aus der Hand in den Mund, da die Aufnahme der Bestände eigentlich nie zu Ende kam. Die Statistik auf dem Gebiete der eigenen Bestände versagte vollständig. Ich hatte als Abteilungschef im Generalstabe vor Jahren wiederholt den Antrag gestellt, eine Aufnahme der Lebensmittel vor und nach der Ernte anzuordnen unter der Annahme, daß Deutschland von allen Seiten abgeschlossen sei. Der Antrag ist abgelehnt, weil die Behörden nicht genug Kräfte dazu haben und die Kosten zu hoch sein sollten. Man glaubte wohl nicht an die Möglichkeit einer solchen Lage. Das Verwaltungsdepartement hat unter diesen Verhältnissen eine schwere Aufgabe gehabt; seine besorgten Beamten mußten immer wieder beruhigt werden. Als unangenehme Beigabe kam hinzu, daß für die gewaltsamen Aufnahmen und Beitreibungen die Militärbehörde den Büttel spielen mußte. Dadurch zog sie sich nicht gerade die Liebe der Landbevölkerung zu. Auch mit den Beamten des Kriegsernährungsamtes gab es Reibungen, weil sie das Mißtrauen hatten, die Militärbehörde hätte noch viele Vorräte hinter sich. Das schrieb sich vielleicht aus unseren Friedensbestimmungen her, nach

denen unsere Magazine immer einen Vorrat für mehrere Monate haben mußten. Tatsächlich waren sie aber meistens leer. Dagegen halte ich es für möglich, daß die Truppen im Felde nicht immer richtige Angaben über ihre Bestände gemacht haben und auch nicht machen konnten. Als kommandierender General hatte ich mich gefreut, wenn ich bei den Truppen große Vorräte fand. Man wird im Felde vor unerwartete Aufgaben gestellt, denen man ohne Vorräte nicht gerecht werden kann. Vor der Sommeschlacht hatte mein Korps eine Verpflegungsstärke von rund 70 000 Köpfen. Während der Schlacht strömte auf demselben Raume etwa eine halbe Million zusammen. Wie hätte diese Menschenmenge mit entsprechender Anzahl von Pferden ohne Vorräte verpflegt werden sollen? Als die Armeen später nicht mehr über solche Vorräte verfügten, mußte in ähnlichen Fällen das Fehlende von allen Seiten durch die ohnehin schon stark belasteten Transportmittel aller Art zusammen gefahren werden. Es ist kein Wunder, wenn dann bisweilen Verpflegungsschwierigkeiten aufgetreten sind. Der Notschrei des Heeres war besonders stark im Jahre 1918. Wer die Verpflegungslage vor der Ernte dieses Jahres gekannt hat, weiß auch, daß das letzte greifbare Korn herausgeholt werden mußte. Man sollte dem Kommissar für Volksernährung von Waldow für seine schwere und undankbare Arbeit dankbar gewesen sein. Statt dessen wurde er, wie üblich bei allen selbstlosen und pflichttreuen Männern, mit Schmutz beworfen. Wenn es auch für die Militärbehörde sehr schwer gewesen ist, daß die Ernährung für Volk und Heer nach gleichen Grundsätzen gehandhabt wurde, so war doch das Verfahren recht und billig. Es hätte nichts genützt, ein sicher verpflegtes Heer zu haben, wenn zu Hause das Volk verhungerte. Der gewissenhaften Arbeit aller Beteiligten ist es zu danken, daß die Truppen trotz aller Schwierigkeiten ausreichend

verpflegt sind. Das schließt nicht aus, daß an einzelnen Stellen in und nach Kämpfen Notlagen entstanden sind, wie es zu allen Zeiten und in allen Kriegen vorgekommen ist.

Das Unterkunftsdepartement ist viel in die Öffentlichkeit getreten durch die Gefangenenfürsorge. Seine Aufgabe war schwer und forderte viel Geschick. Meist mußte mit Neutralen verhandelt werden, die die Wünsche und Vorschläge übermittelten. Von dem neutralen Amerika haben wir in dieser Beziehung wenig gehabt. Spanien war sehr entgegenkommend, aber nur schwer erreichbar. Am meisten geschah durch die Schweiz, Holland, Dänemark und Schweden. Der Vatikan hat sich für Franzosen, Italiener, auch für Engländer und Amerikaner oft an uns gewandt. Eine besondere Verwendung für Deutsche ist mir nicht begegnet. Da es zwischen den Vermittlern nicht an Eifersucht fehlte, mußten sie vorsichtig behandelt werden. Der verstorbene General Friedrich hat sich dieser Aufgabe mit vielem Geschick unterzogen und die Schwierigkeiten taktvoll aus dem Wege geräumt. Über den Gefangenenaustausch mußte auch mit den Feinden in Verbindung getreten werden. Die Engländer zeigten sich dabei als die vernünftigsten. Die Franzosen waren zuerst ablehnend, dann je nach der Kriegslage schwankend. Mit den Russen war schwer fertig zu werden, da sie ihre Ansicht fortwährend wechselten und Verschleppungspolitik trieben. Von den Amerikanern habe ich nichts mehr erfahren. Was in unseren Kräften stand, haben wir gewissenhaft getan. Daß trotzdem viel Unzufriedenheit unter unseren gefangenen Landsleuten herrschte und sie sich oft verlassen vorkamen, konnten wir nicht ändern. Es wurde nicht bedacht, daß unser Arm nicht in das feindliche Land hineinreichte. Vergeltungsmaßregeln sind oft mit Erfolg angewandt. Man kann aber nicht alles damit erreichen und hat in jedem Falle zu prüfen, ob nicht Unheil damit

angerichtet wird, anstatt zu helfen. Nicht immer fand das Kriegsministerium dabei die Unterstützung des auswärtigen Amtes.

Das Sanitätsdepartement hat eine segensreiche Tätigkeit ausgeübt. Die Verwundeten- und Krankenpflege ist überall anerkannt. Es ist kaum in die Öffentlichkeit getreten, wie mit den notwendigen Mitteln hausgehalten werden mußte. Unsere Verbündeten nahmen uns auch hierin stark in Anspruch. Die Lazarette, die ich im Felde gesehen habe, waren tadellos. Hier im Lande lagen sie in den Großstädten zu gehäuft, da dort die meisten Hilfsmittel vorhanden waren. Für viele Verwundete ist das untätige Leben in diesen Orten nicht zum Segen gewesen. Die Verwaltung konnte bisweilen weitherziger sein. Ich besuchte im Felde ein Offiziergenesungsheim, dessen Insassen über Hunger klagten. Der leitende Arzt war ein bedeutender Professor, dem die Verwaltung fremd war. Der Inspektor berief sich auf seine Vorschriften, bis ich ihm klar machte, daß zwischen Kranken und Genesenden, die sich schnell erholen sollten, ein Unterschied zu machen sei. Sehr vorteilhaft zeigte sich im Gefecht bei Serre im Sommer 1915 die damals noch seltene Sanitäts-Kraftwagenkolonne einer freiwilligen Krankenpflegertruppe. Die Verwundeten konnten mit ihrer Hilfe innerhalb einer halben Stunde vom Verbandplatz in den Lazarettzug befördert werden; es standen aber auch gute Straßen zur Verfügung. Über die etwas gewaltsam erscheinende Behandlung gewisser Nervenkranker ist manche Klage geführt, auch im Reichstage. Dazu ist schwer Stellung zu nehmen. Wenn sich die Art der Behandlung bewährt, so dürfte der Kranke gegenüber dem Arzt kaum maßgebend sein, zumal sich die Anschauungen der Kranken bisweilen in merkwürdigen Bahnen bewegen. In einem Blindenheim fand ich einen Forstbeamten, der das Augenlicht verloren hatte. Als eine unerwartete Besserung eintrat und er wieder einen Licht-

schimmer sah, freute er sich nicht etwa, sondern hatte nur die eine Sorge, er könnte seine Invalidenrente verlieren. Über die große Zahl der schweren Nervenerkrankungen konnte man erschrocken sein und zu einem traurigen Schluß kommen. Ein Facharzt schätzte die Anzahl dieser Art Kranken auf die Stärke zweier Armeekorps. Er führte aber den Nachweis, daß die wenigsten durch den unmittelbaren Einfluß des Krieges erkrankt, sondern schon bei der Einstellung, auf dem Transport oder hinter der Front zusammengebrochen seien, weil von Natur Minderwertigkeit vorlag. Zur Erklärung der großen Zahl wies er darauf hin, daß auch im Frieden viele Tausende jährlich geisteskrank und verrückt würden, die sich natürlich auch in Kriegszeiten bemerkbar machen müßten. Wie auch vernünftige Bestimmungen in einen Gegensatz zu vernünftigem Handeln geraten können, zeigt folgendes Erlebnis. Bei meinem Stabe befand sich ein ausgezeichneter Hygieniker. Er hatte vor dem Kriege mit einem französischen Arzte Typhusforschungen angestellt. Dieser Arzt befand sich noch in dem von uns besetzten Gebiete. Der Hygieniker besuchte ihn und nahm ihm alle seine Impfstoffe ab. Mit ihnen hat er, vom Schützengraben beginnend, das ganze Korps durchgeimpft. Die Folge war, daß wir damals nur zwei Leute an Typhus verloren haben, während bei den Nachbartruppen starke Verluste eintraten. Als Belohnung erhielt er von seiner Sanitätsbehörde einen Rüffel, weil er den Impfstoff nicht abgeliefert hatte. Ich habe ihn zu einer Auszeichnung eingegeben. Nach meiner Ansicht befanden sich alle Teile dabei im Recht. Auch der Streit der Gelehrten berührte uns. Ein bekannter Arzt stand einem Privatlazarett vor und sollte gute Erfolge auf einem Sondergebiete haben, wenigstens wünschten manche Kranke seine Behandlung. Aber er lebte in Streit mit einigen Professoren und es schwebte eine Untersuchung darüber. Darauf mußten wir Rücksicht nehmen.

Klagen sind bisweilen geführt über die Behandlung der Krankenschwestern durch Ärzte. Mir sind dafür Beispiele im Felde nicht begegnet, aber sie sind mir später zugetragen. Da muß die Erziehung entgegenwirken. Die selbstlose Arbeit der Schwestern darf nicht durch fachmännische oder persönliche Schroffheit beeinträchtigt werden.

Etwas stiefmütterlich sind die Zahnärzte behandelt. Der herrschende Gegensatz muß beseitigt werden. Ich hatte in Frankreich einen ausgezeichneten Zahnarzt, dem volle Freiheit des Handelns gelassen wurde. Er hat auch durch seine Kieferbehandlung vielen Verwundeten zur Genesung verholfen. Aber auch die einfache Zahnbehandlung verdient im Heere größere Beachtung. Beim Sprechen mit meinen Leuten habe ich auf die Zähne geachtet und bin erstaunt gewesen, so viele Schäden zu sehen. Der Zahnarzt muß bei der Truppe eine ständige Stelle erhalten und fachmännische Vorgesetzte haben, die die Beschaffung der Geräte, Stoffe und Ersatzmittel nach wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Grundsätzen zu beaufsichtigen verstehen.

Diese Bemerkungen können die Verdienste des Sanitätsdepartements nicht beeinträchtigen. Die Wiederherstellung der Verwundeten und die Verhütung der Seuchen sind der beste Beweis für die Güte unseres Sanitätswesens gewesen.

Das allgemeine Kriegsdepartement zeigt schon durch seinen Namen die enge Beziehung zum Kriege an. Die Versorgung des Heeres mit Waffen, Munition und Gerät aller Art, der Ersatz an Menschen, Pferden und Maschinen sowie alle Neu- und Umgliederungen gingen im Einvernehmen mit der Heeresleitung von ihm aus. Es hatte dabei mit den entsprechenden Behörden des Kriegsamtes zusammen zu arbeiten.

Im Reichstage ist behauptet worden, es sei bald nach Beginn des Krieges Munitionsmangel eingetreten, während von

seiten des Kriegsministeriums erklärt worden sei, wir schwämmen in Munition. Das ist richtig und falsch zugleich. Die Kriegsmunition ist überall nach bestimmten Sätzen vorgesehen, die sich auf die Erfahrungen der letzten Kriege gründen. Im französischen Kriege war mehrfach Mangel an Infanterie-, nicht aber an Artilleriemunition eingetreten. In diesem Kriege war das Gegenteil der Fall. Ein stärkerer Verbrauch an Artilleriemunition hatte schon im russisch-japanischen Kriege stattgefunden. Wir hatten vor dem Kriege beide Munitionsarten vermehrt. Dafür sind aber Grenzen gesetzt. Wie man zur Ernährung nicht beliebig viel Konserven niederlegen kann, so kann man an Munition mit Rücksicht auf die Wirtschaftlichkeit und Haltbarkeit nur solche Mengen bereit stellen, die sich im Frieden durch den Verbrauch in bestimmten Zeiten auffrischen lassen. Die neuzeitige Artilleriemunition ist mit ihren Zündern, Spreng- und Treibmitteln sehr empfindlich und durch längere Lagerung veränderlich. Niemand hat vorausgesehen, daß der Verbrauch so ungeahnten Umfang annehmen würde und könnte, dem man auch die Haltbarkeit der Geschütze nicht für gewachsen hielt. Tatsächlich drohte uns also Munitionsmangel. Ich habe 1914 als Generalquartiermeister das Schwinden unserer Munitionszüge mit Sorgen angesehen. Durch Heranziehen aller möglichen Betriebe wurde die Eisenmunition bald auf große Höhe gebracht, so daß darin Überfluß vorhanden war. Und doch stimmte es nicht, denn es fehlten die Treib- und Sprengmittel. Die nötigen Rohstoffe waren durch die Sperre abgeschnitten und die Stickstofferzeugung befand sich noch in der Entwicklung. Wie würde wohl die Stimmung gewesen sein, wenn damals erklärt worden wäre, wir haben keine Munition mehr, und welche Nutzanwendung würde daraus der Feind gezogen haben? Solche Lagen müssen die verantwortlichen Stellen für sich tragen und sie haben sie auch bei anderen Ge-

legenheiten getragen. Öffentliches Gerede darüber konnte nur Schaden anrichten.

Die Munitionsfrage hat also immer an der Pulverfrage gehangen. Nicht darauf kam es an, wie viele Geschoßkörper geliefert werden konnten, sondern wie viele Geschosse nach dem Pulverstande gebrauchsfähig gemacht werden konnten. Die Geschützrohre haben mehr ausgehalten, als allgemein geglaubt wurde. Wir wußten, daß sie viel aushalten konnten, aber sie verändern sich durch starke Schußzahlen. Befinden sich in einer Batterie Rohre mit starken Abweichungen, so können sie jedes Einschießen verderben. Dagegen ließen sich Mittel finden. Jedes Rohr ist in seiner Leistung bekannt und besitzt eine Art Nationale. Nun kann man sich entweder mit einem Rohr einschießen und dann die übrigen entsprechend ihrer Eigenart einsetzen, oder nur Rohre derselben Leistung in eine Batterie einstellen. Das ist aber nicht so einfach, denn gleichartige Rohre müssen von überall her zusammengesucht und fortwährend geprüft werden, da sie sich weiter verändern. Immerhin genügte das Verfahren. Wir haben auch bei starken Ausfällen bis zuletzt genügenden, bei einzelnen Geschützarten reichlichen Ersatz gehabt, so daß ihre Fertigung zugunsten anderer eingeschränkt werden konnte, als das Hindenburgprogramm Fortschritte gemacht hatte. Es mußte einsetzen, da alle Erfahrungen früherer Kriege über den Haufen geworfen waren. Hatten die früheren Schlachten einen Tag oder einige Tage gedauert, so füllten sie jetzt Wochen und Monate aus und brachen an vielen Stellen überhaupt nicht mehr ab. Auch den Menschen war die Spannkraft, solche Schlachten zu ertragen, nicht zugetraut worden. Dem Feinde ist es nicht anders ergangen. Aber ihm standen alle Hilfsmittel des Weltmarktes zur Verfügung, während wir noch die Bundesgenossen beliefern mußten. Es beruhte auf Unkenntnis der Verhältnisse, wenn Abgeordnete

die geringe Ausrüstung mit Panzerkraftwagen tadelten. Ich habe als einer der ersten solchen Fahrzeugen in der Sommeschlacht gegenüber gestanden. Sie waren damals auch beim Feinde noch wenig zahlreich und litten an geringer Geschwindigkeit. Bei uns wurde bald danach ein Muster mit der doppelten Geschwindigkeit herausgebracht. Der Wettbewerb ging aber auf beiden Seiten weiter. Unsere Betriebe konnten natürlich mit der Anzahl nicht folgen, da die Stoffe zur Fertigung der Munition und Waffen nicht entbehrt werden konnten. Wir mußten uns daher auf die Abwehrmittel werfen, von denen viele schon vorhanden und für diesen Zweck leicht umzuändern waren. Sie waren gut und bewährten sich, sobald sich die Bedienungsmannschaften bewährten. Es wird so oft übersehen, daß bei den besteingerichteten Betrieben jede Neuerung eine zeitraubende Umstellung bedingt. Will man dieser Schwierigkeit begegnen, so müssen schon im Frieden alle möglichen Betriebe Einrichtungen besitzen, die sofort auf den Kriegsbedarf eingestellt werden können. Das ist aber totes Kapital, das entschädigt werden muß.

Was wir an Waffen und Munition nötig hatten, haben wir besessen oder schnell beschaffen können.

Die wichtigste Frage betrifft den Mannschaftsersatz. Sie wird immer umstritten werden. Die Heeresleitung hatte gehofft, Polen, die Ukraine und die Ostseeprovinzen heranziehen zu können. Sie haben so gut wie nichts ergeben. Die Deutschen in der Ukraine versprachen zuerst sehr viel, es stellte sich aber bald heraus, daß sie ihre Leute für sich selbst als Schutzwehr haben wollten. Als im Jahre 1918 die Sache brennend wurde, hatten wir noch über eine Million Zurückgestellter im Lande. Es wurde angeregt, die Dienstpflicht bis auf das 56. Lebensjahr auszudehnen, zu einem Zeitpunkt, als unmittelbar vorher die Entlassung der ältesten Jahrgänge angeordnet war. Dieser

Widerspruch hätte im Lande kein Verständnis gefunden. Die alten Jahrgänge konnten auch nichts Brauchbares ergeben; sie waren aber für die Kriegswirtschaft wichtig und deren einzige Träger, wenn die Zurückgestellten herausgezogen wurden. Ich habe nicht gezögert, diese anzubieten unter dem Hinweis, daß durch ihr Ausscheiden aus der Arbeit die Kriegswirtschaft naturgemäß leiden würde. Das durfte kein Hindernis sein, wenn dadurch der Krieg glücklich zu Ende geführt werden konnte. Die bis zuletzt zu Hause gebliebenen Zurückgestellten sind kein guter Ersatz. Aber während eines langen Krieges verschlechtert sich der Ersatz allgemein. Die ganze Anzahl ließ sich nicht plötzlich einberufen und die Unausgebildeten unter ihnen waren nicht im Fluge auszubilden. Der Zufluß konnte sich erst allmählich geltend machen und im Frühjahr 1919 die volle Höhe erreichen. Dann kam schon wieder der neue Jahrgang Rekruten heran. Die später von meinem Nachfolger in Aussicht gestellten 600 000 Mann hätten denselben Mannschaften in ähnlicher Weise entnommen werden müssen. Für die Kriegswirtschaft blieb dann noch etwa die Hälfte des Bestandes. Die Zahl soll dadurch zustande gekommen sein, daß sich die Betriebe bei der allgemeinen Notlage erboten, Leute abzugeben. Bekannt sind die Notschreie der Landwirtschaft und Industrie nach Arbeitern. Mir ist bisweilen das Mißtrauen ausgesprochen worden, daß viele Betriebe sich über den Bedarf mit Arbeitern einzudecken pflegen. In dieser Lage sollen sich aber alle zur Abgabe bereit erklärt haben. Leider blieb der Aufruf zur Erhebung des ganzen Landes aus, und der Aufruhr der Matrosen entzog dem Lande die Lebenskraft.

Das Zentraldepartement war für meine Belehrung über alle Vorgänge und persönlichen Angelegenheiten in und außerhalb des Ministeriums tätig. Bei dem großen Bedarf an Offizieren und Beamten und dem häufigen Personenwechsel durch

Wiederzuführung der wiedergenesenen Kriegsverletzten an die Truppen war seine verantwortungsvolle Tätigkeit besonders wichtig. In der Truppe wurde einem tüchtigen Offizier sehr leicht die Geeignetheit für das Kriegsministerium zugeschrieben, weil eine besondere Vorbildung und Prüfung nicht stattfand. Die Offiziere wurden daher auf Probe kommandiert, damit sie ihre Befähigung dartun konnten. Trotz des großen Bedarfs ist nie Mangel an geeigneten Personen eingetreten. Es fehlte natürlich auch nicht an Enttäuschungen und Unzufriedenheiten, wenn Leute als ungeeignet oder als zu alt abgelehnt wurden. Die Probe hat auch hier gezeigt, daß die Auswahl nach richtigen Grundsätzen stattfand. Von den Beamten anderer Behörden, die nur für den Krieg der Militärverwaltung überwiesen waren, haben verschiedene gebeten, dauernd übernommen zu werden. Sie müssen sich also bei uns wohl gefühlt haben.

Mir ist nie ein Mißklang vorgekommen außer einem törichten Briefe eines namenlosen Beamten, der mich beschuldigte, meine Leute nicht zu kennen, und drohte, das Ministerium in die Luft zu sprengen. Vielleicht war es auch fremde und bestellte Arbeit. Ich habe sie unbeachtet gelassen.

Das **Kriegsamt** habe ich in den Grundsätzen fertig vorgefunden. Ich würde es in der Form nicht errichtet haben. Auf der einen Seite war es so gut wie selbständig und hatte den stellvertretenden Generalkommandos gegenüber besondere Vollmachten, auf der anderen Seite war es dem Kriegsminister unterstellt, der auch letzten Endes die Verantwortung trug. Das ist eine Zwitterstellung. Auch griffen viele seiner Aufgaben so eng in die Tätigkeit anderer Abteilungen des Kriegsministeriums ein, daß keine Vereinfachung entstand. Der Krieg hat immer wieder gezeigt, daß alle neugeschaffenen Behörden lange Zeit gebrauchen, um zu fließender Arbeit zu gelangen. Es ist besser und

einfacher, an bestehende Einrichtungen anzugliedern und sie zu erweitern.

Das Amt stand in dem Rufe, sehr arbeiterfreundlich zu sein, und war daher im Reichstage beliebt. In der Behandlung der Zurückgestellten ist in der ersten Zeit zu viel Nachsicht geübt worden. Wir erlebten mehrfach, daß aus dem Feldheere herausgezogene Leute sich in den Betrieben nicht bemerkbar machten, weil sie zunächst umherreisten oder zu Hause saßen und nicht arbeiteten. Dazu waren sie aber nicht entlassen. Schwer war es, die Kriegsamtsstellen bei den stellvertretenden Generalkommandos mit sachverständigem Personal zu besetzen, das die militärischen und volkswirtschaftlichen Interessen gleichzeitig vertreten konnte. Das Kriegsamt hat schwierige Aufgaben gelöst. Einiges von ihm würde nutzbringend in den Frieden hinüber zu nehmen sein. —

Die Arbeit der Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums war um so höher zu bewerten, als sie bei vielen von ihnen unter großen Entbehrungen geleistet wurde. Manche litten an Nahrungsnot. Trotzdem haben sie nie versagt. Ich werde meinen Mitarbeitern immer ein dankbares Andenken bewahren. —

Mir ist einmal die Frage vorgelegt worden, ob mir bei meinem Amtsantritt Schwierigkeiten oder Mängel begegnet seien, die auf frühere Versäumnisse hätten schließen lassen. Die Frage muß ich verneinen. Gewiß hätten wir noch besser gerüstet sein können, wie jedes andere Heer auch. Aber die Verantwortung dafür trifft nicht das Kriegsministerium. In früheren Zeiten habe ich die Tätigkeit des Kriegsministeriums nur vom Generalstabe aus betrachten können. Der Generalstab stellt seine Forderungen nach den Kräften des Feindes und daher natürlich eher hoch als niedrig. Das Kriegsministerium muß sich zuerst mit dem Reichsschatzamt über die Mittel auseinandersetzen. Da gibt

es schon starke Gegensätze. Moltke hat mir geklagt, daß bei der letzten Heeresvermehrung anstatt der geforderten vier neuen Korps nur zwei bewilligt seien, von denen außerdem schon Teile vorhanden waren. Diese Korps sind vom Reichsschatzamt unter Wermuth abgelehnt. Wir hätten sie im Kriege gut gebrauchen können. Der Zahl der Mannschaften nach hätten wir mehr Truppen aufstellen können. Auch konnte in den Anforderungen an die Tauglichkeit noch herabgegangen werden, wie es im Kriege geschehen ist. Hier sind alle Kräfte ausgenutzt worden. Eine gründliche Friedensausbildung würde sie aber wertvoller gemacht haben. Weshalb die geübte Ersatzreserve aufgegeben ist, weiß ich nicht; wahrscheinlich ist es zugunsten der vielen kleineren Neubildungen geschehen; es sprechen aber auch andere Gründe dafür. Das Ausbildungspersonal war bei der zweijährigen Dienstzeit und den erhöhten Anforderungen überanstrengt. Teilweise befand es sich vom April bis Ende Manöver auf Truppenübungsplätzen, Schießplätzen und zu allen möglichen Sonderübungen kommandiert. Wer besonderes Glück hatte, konnte auch noch im Winter zu einem Übungsregiment treten. Das ist auf die Dauer nur schwer zu leisten. Kommt nun noch eine neue Rekrutenausbildung der Ersatzreserve hinzu, so muß auch das beste Personal müde und verbraucht werden. Das Ergebnis der kurzen Ausbildungszeit konnte daher zu dem Kraftaufwande in keinem Verhältnis stehen. Im Reichstage ist auf die geübte Ersatzreserve hingewiesen, wahrscheinlich aus Liebhaberei für eine abgekürzte Dienstzeit. Da wir an die Bereitstellung der Mittel gebunden sind, so muß man das Notwendige und Beste wählen. Das Reichsschatzamt hat gewiß eine schwere Aufgabe, wenn es die verschiedenen Forderungen mit den Mitteln in Einklang bringen soll. Aber eins hat mir nicht gefallen. Nach dem zu meiner Zeit herrschenden Brauche hatte der Minister Forde-

rungen, die er selbst gestellt hatte, abzulehnen, wenn das Reichsschatzamt die Mittel nicht bewilligen zu können glaubte. Er mußte also gegen sich selbst auftreten. Dem Reichsschatzamt müßte die Begründung der Ablehnung leichter fallen. Man kommt bei Etatsfragen ohnehin oft genug in recht unangenehme Lagen. Als ich im Generalstabe die Kriegsakademie zu bearbeiten hatte, waren seit Jahren die etatsmäßigen Militärlehrer der Kriegsakademie beantragt und vom Reichsschatzamt abgelehnt. Als Lehrer traten damals Generalstabsoffiziere im Nebenamt ein. Ich habe selbst neben meinem Dienst im Generalstabe in drei Abteilungen der Akademie unterrichten müssen, gewiß eine starke Belastung. Trotzdem hielt ich die Einrichtung für richtig und ich war Gegner der etatsmäßigen Lehrer, weil der Generalstabsoffizier für den Unterricht unmittelbar aus seinem Generalstabsdienste schöpfen konnte. Ich überzeugte auch den Grafen Schlieffen von der Richtigkeit meiner Ansicht. Er war vorher bei seinen Anträgen den Akademiedirektoren gefolgt. Als der neue Antrag in meinem Sinne an das Kriegsministerium kam, erklärte es, unmöglich darauf eingehen zu können, da das Reichsschatzamt die Mittel für die etatsmäßigen Lehrer in diesem Jahre gewähren und bei dem Verzicht darauf mit Recht sagen könne, wir wüßten nicht, was wir wollten. Es würde daher bei anderen Forderungen Schwierigkeiten machen. So wurden die etatsmäßigen Lehrer gerade bei meiner Amtsführung eingeführt, obschon ich ihr Gegner war. Es geht also auch in diesen Dingen oft recht menschlich zu.

In die Stellung des Ministers griffen manche Kriegseinrichtungen scharf ein, so besonders das Belagerungszustandsgesetz. Seit er als Oberbefehlshaber auch mit der Schutzhaft und Zensur zu tun hatte, wurden der Schwierigkeiten nicht weniger. Die Zensurbestimmungen gingen nicht von ihm

aus. Ihre Richtlinien waren von allen Behörden gemeinsam aufgestellt. Er konnte daran nichts ändern und nur entscheiden, ob sie innegehalten waren oder nicht. Bei der Schutzhaft gingen die gesetzlichen Bestimmungen mit denen des Kriegsrechts durcheinander. Dafür hatten viele Leute gar kein Verständnis. Ich gebe zu, es war schwer, einen richtigen Weg zu finden. In den von uns besetzten deutschen Gebieten wurden bisweilen unsichere Personen bei bestimmten Gelegenheiten von irgendeinem Kommandeur festgesetzt. Er zog dann weiter und der Gefangene wurde vergessen. Daraus entstanden unnötige Härten. Aber im Kriege kommen viele Härten vor, die zugunsten der Gesamtheit getragen werden müssen. Andere Leute werden sogar totgeschossen. Unsere unglücklichen Landsleute in dem vom Feinde besetzten Gebiet müssen heute noch Härteres ertragen, als damals.

Auch das Kriegspresseamt führte zu Schwierigkeiten, obschon es dem Minister nicht unterstellt war, wie es richtiger gewesen wäre. Solange der Minister im großen Hauptquartier war, ließen sich die Presseangelegenheiten zwischen den militärischen Behörden allerdings leichter ausgleichen. Es ist verständlich, daß der Minister, der immer Soldat bleibt und nicht, wie die Berliner Steuerbehörde wollte, Beamter ist, an den Kriegshandlungen teilnehmen will. Aber die Notwendigkeit geht vor. Er mußte an seinem Dienstsitze durch einen stellvertretenden Minister vertreten werden. Das führte zu überflüssigen Erschwerungen. Die Stellung des Vertreters blieb eine unfreie und undankbare. Gewiß konnte die Anwesenheit des Ministers im großen Hauptquartier bisweilen nötig sein; dann hatte er sich dorthin zu begeben. Aber seine Hauptaufgabe lag am Orte seiner Behörde. Ich habe dem Minister von Falkenhayn einmal gesagt, als ich noch Generalquartiermeister war, er gehöre nach Berlin. Damals ahnte ich nicht, daß ich selbst in die Lage

kommen würde, habe aber auch dann meine Ansicht nicht geändert. Jedenfalls hätte der Kriegsminister auf das Kriegspresseamt in Berlin besser einwirken können, als jede andere Behörde. Für die Aufklärung und Aufmunterung in der Heimat genügte das Kriegspresseamt nicht, dazu wäre ein Reichspresseamt nötig gewesen.

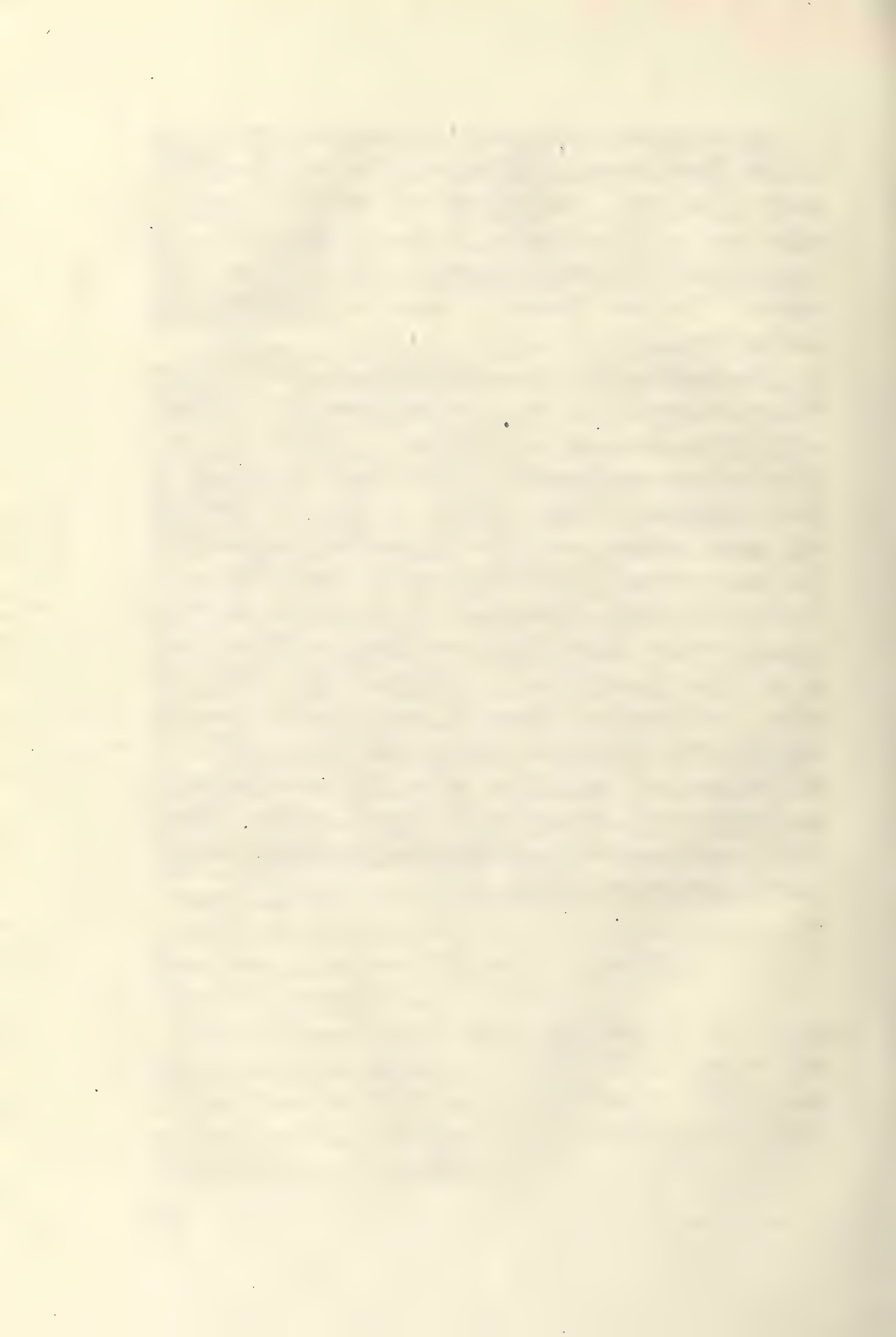
Zu einem solchen sind wir während des ganzen Krieges nicht gekommen. Jede Behörde arbeitete für sich ohne Zusammenhang mit den anderen. Anläufe sind genug genommen, aber sie führten zu keinem Ergebnis. Als uns die feindliche Presse längst in Druckerschwärze ersäuft hatte und im Innern Aufklärung und Aufmunterung dringend nottaten, wurde ein Pressechef eingesetzt. Ich habe ihn einmal gefragt, wie es käme, daß man von seiner Tätigkeit nichts merkte. Er hat mir geklagt, daß er überall auf Schwierigkeiten stoße und durch die vielen auseinandergehenden Wünsche behindert würde. Sehr selbständig kann seine Stellung demnach nicht gewesen sein. Da hätte der Wille der Reichsleitung dahinter sitzen müssen! —

Im Kriegsministerium ist mir aufgefallen, daß alles, was nur entfernte Beziehungen zum Reichstage und zu Abgeordneten hatte, von manchen Stellen nur unter diesem Gesichtswinkel angesehen und behandelt wurde. Die langjährige Gewohnheit und Zusammenarbeit mochte dazu geführt haben. Dagegen habe ich mich gewehrt und bemüht, nur nach sachlichen Gesichtspunkten zu handeln. Ich mußte aber erfahren, daß es ein undankbares Geschäft war.

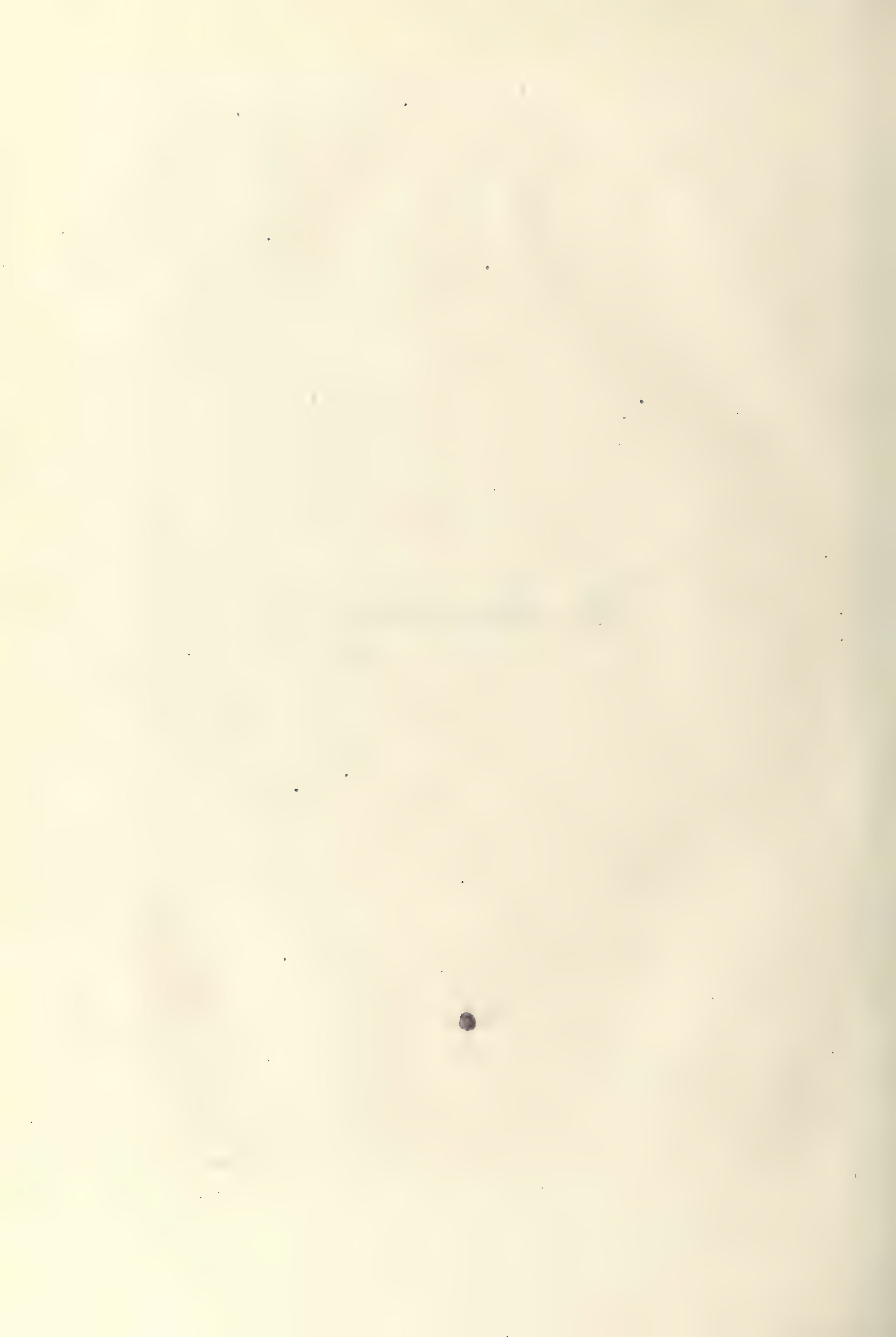
Bewußt und unbewußt spielte wohl schon der Gedanke an ein Reichskriegsministerium eine Rolle. Selbst einzelne Mitarbeiter kamen mit Anträgen, die dem Vorschub leisteten, ohne daß sie es merkten. Ich habe mich aber immer auf den Standpunkt der Verfassung gestellt.

Im allgemeinen erfreute sich das Kriegsministerium eines gewissen Wohlwollens des Reichstages. Auf den Minister erstreckte es sich nicht. Ich habe mich mit dem alten Payer getröstet, der nach Eintritt in die Regierung einmal meinte, daß von dieser Stelle sich doch vieles anders ansähe, als es von außen erscheine. Die neuen Machthaber werden ähnliche Erfahrungen gemacht haben. —

Ich glaube, daß das Kriegsministerium zu allen Zeiten redlich bemüht gewesen ist, alles zu erreichen, was für die Schlagfertigkeit des Heeres und die Sicherung des Landes nötig war. Wenn jetzt nach den Gründen des Mißerfolgs geforscht wird, so ist das erklärlich. Sie sind aber ganz wo anders zu suchen, wie noch gezeigt werden wird. Das Kriegsministerium hat keine Prüfung zu scheuen. Zur Behandlung der Kriegsarbeit hat es eine wissenschaftliche Kommission von Gelehrten und Fachmännern berufen. Dem Vorsitzenden, Professor Sering, hatte ich zur Pflicht gemacht, daß alle Bearbeiter ihre Ansicht rückhaltlos äußern sollten. Gegensätze zwischen militärischer und nichtmilitärischer Auffassung werden dabei hervortreten. Die militärischen Leiter der Arbeiten sollten Gelegenheit haben, zu den Ansichten der Kommission Stellung zu nehmen. Meine Absicht war, einer einseitigen Auffassung vorzubeugen und Gelegenheit zum Lernen zu bieten. —



Der Reichstag.



Vor meiner Berufung bin ich zweimal im Reichstage gewesen. Das erste Mal habe ich Bismarck gehört, als das Sozialistengesetz angenommen wurde. In der Erinnerung ist mir ein polnischer Abgeordneter geblieben, der unter wilden Arm- und Körperbewegungen schrie: „Ich will lieber einen Tyrannen, den Fürsten Bismarck, erdulden, als viele Tyrannen, die Sozialdemokraten.“ Das andere Mal war es der Tag, an dem Fürst Bülow keine Worte zur Verteidigung seines kaiserlichen Herrn fand.

Volksvertretungen werden wohl niemals dem alten römischen Senate gleichen, der mit einer Versammlung von Königen verglichen werden konnte. Aber die Würde müßte in ihnen gewahrt werden. Der Präsident Fehrenbach erhielt eine deutliche Abweisung, als er einmal die Aufrechterhaltung der Würde des Reichstages in schroffer Form durchsetzen wollte. Ich hatte eines Tages meine Töchter auf ihren Wunsch mit zum Reichstage genommen. Die eine kam entrüstet zurück und rief mir zu: „Aber Vater, die Leute dort waren gar nicht artig. Da stand ein alter Herr mit langem weißen Barte auf einem Katheder, der klingelte immerfort und rief und niemand hörte auf ihn. Und dann liefen sie umher und sprachen miteinander und hörten nicht zu.“ Ein harmloses Urteil, aber ähnliches haben wohl viele Besucher empfunden. Mich hat das Treiben auch immer peinlich berührt. Mitleid habe ich oft mit dem Berichterstatter gehabt, wenn er seinen langen Bericht möglichst schnell und unverständlich herablas in dem Bewußtsein, daß ihm niemand zuhörte. Ich habe mich auch bei den längsten Reden und Sitzungen be-

müht, genau zuzuhören; eine anstrengende Tätigkeit. Um so mehr bin ich in einer Ausschußsitzung erstaunt gewesen, als plötzlich alles fluchtartig den Saal verließ. Auf meine erstaunte Frage, was los sei, erhielt ich die Antwort: „Jetzt redet der alte X, der redet lange, da braucht man nicht zuzuhören, sondern geht besser zum Frühstück.“ Lange Reden sind gewiß nicht immer angenehm, auch keineswegs die besten, aber kurz und inhaltreich zu sprechen, war im Reichstage eine seltene und wenig geschätzte Kunst. Daß viele Leute sich selbst gern reden hören sollen, ist mir immer unverständlich gewesen. Es ging im Reichstage oft recht menschlich zu, was nicht immer Achtung gewinnen ließ. Das wunderte mich um so mehr, als die Herren recht eifersüchtig und empfindlich waren, besonders gegen die Regierungsvertreter. Diese mußten sich die tollsten Dinge sagen lassen, und wehrten sie sich in ähnlicher Weise, so wurde es sehr übel genommen. Das ist kein gleiches Recht für alle. Dagegen fanden Anerkennungen und Schmeicheleien immer ein geneigtes Gehör. Als Kühlmann zum ersten Male auftrat, war die Linke gerade über ein gewisses Bild entrüstet, das im auswärtigen Amte seinen Ursprung genommen haben sollte. Als er seine Rede unter nachdrücklichster Betonung mit den Worten schloß: „Wenn ich den Urheber im auswärtigen Amte finde, so ist er darin gewesen!“, brauste ihm rauschender Beifall der Linken zu. —

Lange Tagungen des Reichstages während des Krieges griffen empfindlich in den Dienstbetrieb des Kriegsministeriums ein. Da alle beteiligten Vertreter zugegen sein mußten, um schnelle Auskunft geben zu können, so stand die Arbeit still, ein sehr übler Zustand, wenn die oft sehr plötzlichen Forderungen des Heeres erfüllt sein wollten. Nur ausgedehnte Nachtarbeit konnte darüber hinweghelfen.

Die erste wichtige Tätigkeit, die ich erlebte, betraf das Hilfsdienstgesetz vom Spätherbst 1916. Bei Feststellung des Regierungsentwurfes hatte ich mich gegen ein Gesetz und für eine kaiserliche Verordnung ausgesprochen. Mir wurde aber klar gemacht, daß ich meine Stellung erschweren und jedenfalls bei den Etatsverhandlungen üble Erfahrungen machen würde, wenn diese meine Stellungnahme im Reichstage bekannt würde. Damals glaubte ich noch an eine rein sachliche Behandlung. Der Regierungsentwurf war kurz und klar, machte aber viele Ausführungsbestimmungen nötig. Der Reichstag verwarf ihn. Scheidemann sagte damals, man müsse ihm die Giftzähne ausbrechen. Durch die Fassung des Reichstages ist das Gift erst recht hineingekommen. Ich sehe hier ab von den Parteizielen, die diese Fassung verfolgte, und denke nur an den Schaden, der dem Heere daraus erwuchs. Mit dem Ergebnis war schließlich niemand zufrieden. Unter den Truppen wirkte das Gesetz verhetzend und zersetzend. Schon vorher hatten unsere Urlauber die Zurückgestellten in der Heimat mit erklärlichem Neide angesehen und Vergleiche zwischen ihrer und deren Lage gezogen. Jetzt konnten die Leute erst recht nicht verstehen, wie neben ihnen in der Heimat, in der Etappe und hinter der Front Hilfsdienstpflichtige hohe Gehälter bezogen, während sie bei schwerer und gefährdeter Tätigkeit oder auch bei gleicher Beschäftigung mit ihrer Löhnung abgefunden wurden. Das hat sehr viel böses Blut gemacht und die Stimmung verdorben. Im Anfang des Krieges hatte ich schon die Bemerkung gemacht, wie die Urlauber durch die Zurückgestellten beeinflußt wurden, wenn diese sich ihrer hohen Löhne rühmten und sie als die Dummen verspotteten. Damals habe ich dem Kriegsministerium geschrieben, daß sich die Übelstände nur vermeiden ließen, wenn alle Leute im dienstpflichtigen Alter, brauchbare wie unbrauchbare, die nicht im Waffen-

dienste, sondern in der Arbeit stünden, als im Kriegsdienst befindlich angesehen und entlohnt würden.

Am meisten bewegte den Reichstag das preußische Wahlrecht, obschon es ihn verfassungsmäßig gar nichts anging. Aber seine Übergriffe auf nicht zuständige Gebiete wurden leider von der Reichsleitung nicht zurückgewiesen. Mir ist erzählt worden, daß meine Entfernung betrieben sei wegen meiner Stellung zu diesem Wahlrecht. Ob das richtig ist, weiß ich nicht. Ich bin Gegner eines Klassenwahlrechts, aber auch des allgemeinen Wahlrechts. Von den Regeln der verschiedenen Wahlrechtsarten verstehe ich zu wenig, um mir ein Urteil über das beste und gerechteste erlauben zu können. Wahrscheinlich gibt es ein solches überhaupt nicht. Ich habe Stellung genommen dagegen, daß eine so einschneidende Maßnahme, wie die Änderung des Wahlrechts, während eines Krieges erfolgen sollte, in dem das deutsche Volk um Sein oder Nichtsein kämpfte. Es war ein Widersinn, wenn für diesen Zeitpunkt geltend gemacht wurde, die heimkehrenden Krieger sollten ein fertiges Haus vorfinden. Sie mußten doch das größte Interesse daran haben, ihre eigene Stellung dazu nehmen und mit entscheiden zu können. Jetzt haben sie kein fertiges, sondern ein zerstörtes Haus vorgefunden. Den wahren Grund für die voreilige Betreibung der Wahlrechtsfrage hat ein namhafter Führer durch die Worte angegeben: „Was wir jetzt nicht erreichen, erreichen wir nie!“ Nun ist es gewiß ein Mittel jeder Politik, günstige Gelegenheiten auszunutzen. Wenn es aber in der schwersten Kriegslage des Staates geschieht, so ist es Erpressung.

Großzügige Politik ließ der Reichstag vermissen. Was man dort Politik nannte, war meist elender Parteikram, aus dem die Deutschen sich nie herausfinden. Scheidemann sagte einmal bei den Verhandlungen über den vaterländischen Unterricht, daß viele

Soldaten mehr von Politik verstünden wie die Offiziere, die sie belehren sollten. Es ist richtig, daß viele Berufsoffiziere keine Ahnung von Politik hatten, sie sollten auch keine Politik treiben. Aber das große Ziel, die Rettung des Vaterlandes, stand klarer vor ihnen, als vor den geübtesten Parteirednern, die nur ihr Parteimuster kannten und darüber das Wichtigste vernachlässigten. Man muß sich wundern, daß so viele auf Klugheit Anspruch machende Leute die Reden und Gebärden unserer Feinde für bare Münze nahmen. Ein wenig Geschichts- und Menschenkenntnis hätte sie anders leiten müssen.

Die bekannte Resolution vom Juli 1917 war ein großer politischer Fehler. Als sie in London und Paris bekannt wurde, hat man sich dort die Hände gerieben und grinsend zugerufen: „Sie sind bald am Ende!" Diese Überzeugung hat die Feinde zu neuen Anstrengungen ermutigt. Gewiß ist noch manches andere Unglück für uns dazugetreten. Wen aber eine feste Überzeugung leitet und eine große Hoffnung erfüllt, dem kommen noch immer glückliche Umstände zu Hilfe. Die Resolution hat außerdem in unser Volk eine große Unwahrheit getragen. Jeder legte sie anders aus, viele umgingen sie und niemand wagte ihr Netz zu zerreißen, auch als sich schon frühere Anhänger von ihr losgesagt hatten. Sie war wieder einmal zu einem echt deutschen „Grundsatz" geworden. Für einen solchen Grundsatz nimmt der Deutsche alles auf sich, wenn es auch zum Unsinn und Verderb wird. Ohne Zweifel ist es bei vielen die ehrliche Überzeugung gewesen; deshalb blieb es aber doch eine politische Dummheit. Daß wir keinen Eroberungs-, sondern einen Verteidigungskrieg führen wollten, war schon bei seinem Beginn außer Zweifel gestellt. Die von verschiedenen Seiten geäußerten Wünsche und Hoffnungen, die dem widersprachen, äußerten sich weit stärker auf der Seite der Feinde und knüpfen sich an jeden Erfolg. Die

fortgesetzten Wiederholungen der Friedensbeteuerungen konnten den Feinden nur Verdacht erwecken. Denn auch ihnen muß man zubilligen, daß ihre Behauptungen von der deutschen Heimtücke und Unzuverlässigkeit nicht immer nur Verleumdungen, sondern teilweise Überzeugung sein konnten.

Die Wirkung der Friedensresolution auf die Front ist viel zu wenig beachtet. Die Erregung war allgemein. Damals hat ein Offizier einer mir unterstellt gewesenen Truppe im schönsten Schwäbisch durch den Fernsprecher gerufen: „Ich bin mein Lebtag ein guter Demokrat gewesen, aber jetzt möchte ich doch der Leutnant mit den zehn Mann sein, der den Reichstag zum Teufel jagt!"

Wir hatten nicht gelernt zu schweigen. Große Dinge wollen in der Stille reifen. Der Zukunft darf man nicht vorgreifen, sondern muß erst die Grundlage gewinnen, von der aus weiter gehandelt werden kann. Ich habe mir einige Male erlaubt, darauf hinzuweisen, daß wir zuerst den Krieg beenden und dieses Ziel als einzige Sorge betrachten müssen; danach könnten wir weitere Möglichkeiten ins Auge fassen. Welche Mühe und Arbeit ist auf die Verhältnisse nach dem Kriege verwandt! Es ist eitel gewesen, und nur Schmach und Schande sind geblieben.

Ich bin nach wie vor der Ansicht, daß nicht alle Politik öffentlich gemacht werden kann. Die Reden vom Völkerbunde betören mich nicht. Unsere Gegner und andere Staaten werden immer wieder Geheimverträge schließen, sobald sie es für zweckmäßig halten, und sollten sie auch nur mündlich verhandelt werden. Bleiben wir so vertrauensselig, so werden wir immer die Genarrten sein. In den Vorsitzungen zur zweiten Haager Friedenskonferenz (1907) habe ich an den Vorsitzenden, Geheimrat Kriege, die Frage gerichtet: „Welche Sicherheit haben wir für

die Innehaltung der Abmachungen?" Fast entrüstet antwortete er: „Dem kann sich kein Staat entziehen, selbst England nicht." Er wird wohl heute zu einer anderen Auffassung gekommen sein.

Neben Irrungen und ehrlicher Überzeugung gab es auch solche wider besseres Wissen. Wie oft ist behauptet worden, an der Fortsetzung des Krieges hätten nur die Reichen und die Offiziere ein Interesse. Dieses plumpe Aufreizungsmittel, das bei der Masse so leicht verfängt, verirrte sich auch in den Reichstag. Einen langen Krieg empfindet niemand als Annehmlichkeit. Arm und Reich, Mannschaften und Offiziere tragen die Blutopfer gemeinsam. Das genügt schon, um ein Ende herbeizusehnen. Ich habe im Felde einen einzigen Offizier getroffen, der gelegentlich sagte, seinetwegen könnte der Krieg fünf Jahre dauern. Als Gegenstück erwähne ich, daß auch ein einfacher Jäger, Knecht von Beruf, meinte, sie könnten es noch jahrelang aushalten, denn sie hätten gut zu leben, und ein Unglück könnte ihnen auch zuhause begegnen. Ernst war beides nicht zu nehmen, den Frieden wünschten alle. Aber ihn erreicht man nicht durch Resolutionen, Reden und Wünsche, sondern durch die Tat. Einen seltsamen Eindruck mußte es machen, wenn im Reichstage immer wieder betont wurde, der Friede sei ohne Unterhandlungen mit dem Feinde nicht zu erlangen. Zur Unterhandlung gehört die Geneigtheit beider Teile. Der Feind hatte keinen Zweifel gelassen, daß er zu einer Verständigung nicht geneigt sei, sondern den Frieden diktieren wolle. Von allen Seiten tauchen jetzt Enthüllungen über verpaßte Friedensmöglichkeiten auf. Sie könnten unterbleiben, da sie nur Entschuldigungen oder Beschuldigungen bedeuten, ohne den Beweis erbringen zu können. Wenn die Behauptung Erzbergers, er würde den Frieden in einer halben Stunde erreichen, wirklich gefallen ist, so wird er jetzt nach seinen Waffenstillstandsverhandlungen eines anderen belehrt sein. Schadenfrohe Men-

schen werden ihm gönnen, daß sein Name für alle Zeiten mit den schimpflichen Bedingungen verknüpft ist.

Politisches Verständnis für Krieg und Frieden war nicht beim Reichstage. Die Reden Wilsons hatten die Geister benebelt. Die Parteien der Rechten haben manchen politischen Fehler gemacht, der sich an ihnen gerächt hat, aber in diesen Dingen hatten sie ein gesundes Urteil, das der Erfahrung und der Menschenkenntnis entsprach. Es ist nie dagewesen und wird nie sein, daß ein Sieger nur lieb Freund sein will und auf alles verzichtet. Man kann nicht begreifen, wie kluge Leute solch einem Trugschluß verfallen können. Ich habe allerdings auch bei anderen Gelegenheiten beobachtet, daß Redner bei ihren Beweisführungen nicht von der Grundlage zum Schluß eilten, sondern den Schluß schon fertig hatten und sich danach die Grundlage aufbauten. Das führt zum Selbstbetrug.

Eine merkwürdige Erscheinung im Reichstag war die, daß die glänzendsten und begeistertsten Redner eine starke Einbildungskraft bewiesen. Der höchst achtungswerte Verfechter für Mitteleuropa gehörte zu ihnen. Es schien so einfach, aus dem großen Kuchen Europa das schöne Mittelstück herauszuschneiden, zumal es das Gebiet der Verbündeten war und den Weg zum Orient öffnete. Ich bilde mir nicht ein, die dort hausenden Völker von Grund aus zu kennen. Was ich aber durch geschäftliche und dienstliche Beziehungen von ihnen leider kennen lernen mußte, konnte mir keine Begeisterung erwecken. Ebenso verstand der Führer der Sozialdemokraten packend zu reden. Ob er jetzt nicht doch einige Bedenken über den Zukunftsstaat und seine Herrlichkeit hat? So vieles von dem erträumten Paradiese ist nicht möglich oder führt gar zum Gegenteil des Glückes, da wir an irdische und menschliche Bedingungen gebunden sind. Aus Äußerungen der Regierung und der Parteimänner läßt sich schließen, daß ihnen

dies allmählich selbst zum Bewußtsein kommt, da nun die Gebilde der Phantasie zur Wirklichkeit werden sollen und das durch lange Jahre hindurch betörte Volk solche Wirklichkeit immer stürmischer fordert. Die Fortsetzung des eingeschlagenen Weges wird auch ihm eine furchtbare Enttäuschung bringen. —

Bei manchem Redner wurde man an die Parodie erinnert: „Wenn du noch einen Wahlkreis hast, so danke Gott und sei zufrieden.“ Aber das genügt noch nicht, der Einfluß soll auch festgehalten und erweitert werden. Da ist es schwer, die richtigen Mittel zu finden, ohne zu übertreiben und unsachlich zu werden. Auf die Massen wirkt man nicht durch Sachlichkeit. Leichter ist es, sich an die menschlichen Schwächen, Wünsche und Gelüste zu wenden. Dazu boten die Klagen aus dem Felde eine günstige Gelegenheit. Wenn man zehn Millionen Menschen im Frieden nach ihren Klagen und Beschwerden fragen würde, so würde eine stattliche Anzahl zusammenkommen. Versetzt man dieselben Millionen in die ganz veränderten und unbequemen Verhältnisse des Krieges, so wird die Zahl der Klagen nicht geringer werden, sondern zunehmen. Da das Heer eine menschliche Einrichtung ist, so werden auch gewiß viele berechtigte darunter sein. Das entbindet indes nicht von ihrer Prüfung, ehe sie als berechtigt hingestellt werden. Die Beschwerden wurden aber im Reichstage ohne weiteres als begründet angenommen. Ich habe selbst zu viele gewissenhaft untersucht, um in denselben Fehler zu verfallen. Es ist außerdem ein Irrtum anzunehmen, daß man auch begründeten Beschwerden immer durch Befehle und Verbote abhelfen könne. Die meisten betreffen Fehler, die man vielleicht durch die Erziehungsarbeit eines Menschenalters zu beseitigen erhoffen darf. Im Kriege aber lassen sich viele Übelstände überhaupt nicht beseitigen. Man hatte den Eindruck, als ob alles nach den friedlichen Verhältnissen zuhause beurteilt würde ohne Ver-

ständnis für die rauhe Wirklichkeit des Krieges. Wer seine Truppen nach schweren Kämpfen und großen Anstrengungen gesehen hat, kennt ihre geistige Verfassung in solcher Lage. Alles ist körperlich überanstrengt und seelisch gereizt. Man knurrt sich gegenseitig an um jede Lumperei und die Empfindlichkeit ist aufs höchste gesteigert. Da entstehen viele Klagen, die nach einigen Tagen der Ruhe sich bei dem einen wieder verflüchtigen, bei anderen haften bleiben. Die Überanstrengung der Truppe ist nur ein Beispiel; es gibt viele Zustände und Verhältnisse im Kriege, die einen Nährboden für Beschwerden und Klagen abgeben. Der lange Aufenthalt der verschiedensten Elemente in Lazaretten rechnet ganz besonders dazu. Daher sollte man nicht auf jede Klage achten und ihr Bedeutung beimessen.

Anders ist es, wenn ihre Ursachen in Vergehen oder Verbrechen zu suchen sind. Ihnen muß sofort mit aller Schärfe entgegengetreten werden. Ich habe immer gewünscht, daß die bisweilen erhobenen Drohungen, nach dem Kriege alle Anklagen zur Sprache zu bringen, ausgeführt würden. Dann konnte Wahres und Falsches geschieden werden. Jetzt scheint dazu keine Aussicht zu sein, da Recht und Gerechtigkeit erst wieder hergestellt werden müssen. Das fortgesetzte Heranziehen und Breittreten der Klagen aus dem Felde hat viel geschadet. Die Schlaffheit und Weichlichkeit ist dadurch gefördert worden.

In dasselbe Gebiet gehörten die fortgesetzten Bestrebungen nach Milderung der Strafen. Das widerspricht jeder Kriegserfahrung, ist aber der Masse immer erwünscht. Je länger ein Krieg dauert, desto strenger muß die Manneszucht gehandhabt werden. Ich bin für die Zulassung milderer Strafen in besonderen Fällen eingetreten mit Rücksicht auf die Besonderheiten dieses Krieges. Aber die Möglichkeit, strenge Strafen anzu-

wenden, habe ich nicht beschränkt. Wie ist jener Erlaß des Kaisers Karl gerühmt und als hochherzige Tat hingestellt, der die Strafe des Anbindens aufhob! Die guten Leute wissen nicht, daß sich Österreich nur zu bald veranlaßt sah, nicht nur diese Strafe, sondern auch die des Krummschließens stillschweigend wieder einzuführen und umfassenden Gebrauch von der Todesstrafe zu machen. Es war aber zu spät und nichts mehr zu retten. In dem Büchlein, das die Sozialdemokratie herausgebracht hat, um zu zeigen, welche Segnungen ihr das Heer verdanke, ist neben anderen Unwahrheiten auch behauptet, daß sie die Strafe des Anbindens gegen den Willen des Kriegsministers beseitigt habe. Das ist unwahr. Ich habe sie beseitigt; die Sozialdemokratie würde dazu gar nicht in der Lage gewesen sein. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Strafe zu entbehren ist oder nicht. Vergehen gegen die Manneszucht müssen sofort ihre Strafe finden. Wo soll aber im Schützengraben oder unmittelbar nach einem Gefecht eine Arreststrafe verbüßt werden, wenn weit und breit kein Raum dazu vorhanden ist? Trotz gewichtiger Einsprüche erfahrener Soldaten, z. B. auch des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, habe ich mich gegen diese Strafe entschieden, weil sie bei einigen Armeen durch die Führer bereits verboten war, und weil mir Fälle bekannt waren, wo sich Leute unmittelbar nach Verbüßung dieser Strafe das Leben genommen hatten. Ich habe aber mehrfach auf den Waffengebrauch der Vorgesetzten gegen widersetzliche Untergebene und auf die Verhängung der Todesstrafe in schweren Fällen hingewiesen. Unsere Gegner verfuhren darin sehr streng. Der General Eydoux, der mir längere Zeit gegenüber gestanden hat, ließ rücksichtslos erschießen, wie seine aufgefundenen Befehle bezeugten. Es ist eine uralte Erscheinung, daß Meuterei fast immer die Folge von Schlaffheit in der Anwendung von Strafen ist. Nur strengste Handhabung

der Strafgewalt hat sich von der Zeit der römischen Konsuln an bis auf den Marschall Foch als wirksames Gegenmittel erwiesen.

Der Reichstag hat in seiner Mehrheit für diese Dinge kein Verständnis gehabt und durch sein eifriges Eingehen auf die Wünsche und Bestrebungen der Masse das Heer schwer geschädigt. Richtig wäre es gewesen, wenn er den Leuten auch einmal gesagt hätte, daß im Kriege vieles ertragen werden muß, was nicht gefällt, anstatt sie in ihren Klagen zu bestärken. Als die große Not da war, hieß es plötzlich „Abgeordnete an die Front!", um die Mannschaften aufzuklären und auf ihre Pflicht zu verweisen. Es ist nichts mehr daraus geworden, es war zu spät! —

Das Verhängnis des deutschen Volkes ist es gewesen, daß seine Vertreter nicht verstanden haben, ein großes Ziel geschlossen zu verfolgen, wie es zu Beginn des Krieges den Anschein hatte. Parteiinteressen und die Sucht, unter der Not des Vaterlandes möglichst viel für sich nach Hause zu bringen, führten zu dem jammervollen Ende. Bei der Sozialdemokratie mag die Furcht vor dem bösen Bruder, den Unabhängigen, von Einfluß gewesen sein. Sie führte zu merkwürdigem Verhalten. Durch einen ihrer Vertrauensleute wurde die Militärbehörde aufgefordert, eine Versammlung der Metallarbeiter zu verhindern, in der die Sozialdemokraten durch die Unabhängigen an die Wand gedrückt werden sollten. Die Versammlung wurde auch verboten. Da geschah das Unerwartete, daß Scheidemann deswegen die Regierung heftig angriff. Solche Politik kann weder Eindruck machen noch Vertrauen erwecken. Bei der Regierung waltete die Furcht vor dem Generalstreik vor. Er diente als Vogelscheuche. Die Führer ließen durchblicken, daß ihnen die Massen entgleiten würden, wenn diese oder jene Forderung nicht bewilligt würde. Das Zentrum hat eine schwere Schuld am deutschen Volke auf sich geladen, daß es der Sozialdemokratie seine Stimme geliehen

hat, obschon es in der Lage war, andere Entscheidungen herbeizuführen. Segen wird es davon nicht ernten. Daß die demokratische Fortschrittspartei an der Seite der Sozialdemokraten zu finden war, nimmt nicht wunder. Sie ist immer dieselbe geblieben und hat sich aus dem Philistertum nicht herausgefunden. Die Grundlagen staatlicher Kraft und Größe hat sie nie erkannt, da sie dem Schemen des Weltbürgertums nachläuft.

Für das Heer hätten alle Parteien eintreten sollen. Aber auch bei ihm wurde nicht auf den Zusammenschluß, sondern auf Trennung hingearbeitet. Die Leistungen wurden immer anerkannt, denn das Gegenteil würde im Volke arg verschnupft haben. Aber die einen nannten dabei nur die Mannschaften, die anderen die Offiziere, besonders die des Beurlaubtenstandes, nur wenige gedachten der Berufsoffiziere, die doch das größte Verdienst um die Tüchtigkeit und die Führung des Heeres hatten. Offiziere und Mannschaften gehören zusammen. Einer kann ohne den anderen nicht bestehen. Daher hätten sie auch nur als ein Ganzes behandelt werden dürfen. —

Einen breiten Raum nahm der Kampf um die Einschränkung der Freiheit durch das Belagerungszustandsgesetz ein. Bei seiner Handhabung gab es Härten und Mißgriffe. Aber das Beispiel der Feinde hätte uns belehren sollen. Dort herrschte keine Duldung. Rücksichtslos wurde unterdrückt, was im Interesse der Gesamtheit nicht genehm schien. Wie schief das Urteil bei uns war, zeigte der Streit um Hardens „Zukunft“. Harden hatte darin die Sache der Feinde geführt und deutsches Wesen, besonders aber alles, was preußisch war, mit Schmutz beworfen. Unsere Feinde konnten ihn als Anwalt in Anspruch nehmen. Daher wurde die „Zukunft“ mit Recht verboten. Trotzdem fand sie Verteidiger. Der Abgeordnete Heine bat mich um Aufhebung des Verbots mit der Begründung, es würde im Aus-

lande einen guten Eindruck machen, da unsere Feinde daraus ersehen könnten, wie wir auch die freiesten Ansichten duldeten. Welche Unkenntnis offenbart sich darin! Unsere Feinde jubelten, wenn wir solche Torheiten begingen. Sie selbst unterdrückten nicht nur Schriften und Zeitungen, sondern verfolgten die Schriftsteller mit Acht und Bann, wenn sie das Geringste veröffentlichten, das ihnen nicht paßte. Nur ein Deutscher bringt es fertig, einem beliebigen Grundsatze zuliebe sich selbst zu schädigen! Im Vergleich zu den feindlichen Ländern herrschte bei uns geradezu Freiheit. Vielleicht hat Herr Heine aus den Vorträgen Hardens bei unserem Zusammenbruch eingesehen, daß sein Eintreten für ihn ein Mißgriff war.

Ähnlich war es mit den Pazifisten. Auch um sie wurde im Reichstage gekämpft wie um ein kostbares Gut. Man wollte nicht einsehen, daß sie die Volksseele zermürbten und verweichlichten. Einzelnen mochte das gerade recht sein. Ich habe manche pazifistische Bücher gelesen, die ganz verständig schienen. Sie behandeln den Gegenstand wissenschaftlich, philosophisch, staatsrechtlich oder auch vom religiösen Standpunkte, aber immer unwirklich und weltabgewandt. Den wichtigsten Faktor, den Menschen, beachten sie nicht. Ein Pazifist, Professor Quidde, hat mich einmal besucht, um mir zu zeigen, daß sie „gar nicht so verrückt" seien, wie er sich ausdrückte. Ich habe ihm gesagt, daß ich in ihren Abhandlungen den Menschen vermisse. Soweit wir vom Menschen sichere Kenntnis haben, ist er immer derselbe geblieben. Man braucht nur das Alte Testament zu lesen. Alle Höhen und Tiefen, alles Edle und Gemeine, alles Gute und Böse, kurz alles, was das Wesen des Menschen ausmacht, ist dort genau so zu finden wie heute bei uns. Kulturen wechseln, aber der Mensch ändert sich nicht. Heute hätte ich noch hinzufügen können, daß dieselben Menschen, die in Berlin ihr Unwesen getrieben haben

und noch treiben, auch in Babylon, Jerusalem, Rom und Paris hätten auftreten können. Quidde gab das zu und ging sogar so weit, daß er eine Verwirklichung ihrer Ziele jetzt nicht für möglich halte, aber vielleicht in hundert oder hunderten von Jahren. Ich antwortete ihm, daß wir uns dadurch schon näher kämen und uns vielleicht auf den Schluß von Kant einigen könnten, der das Ziel auch in weite Ferne rückt, die ihm so unbestimmbar erscheint, daß er sie als unendlich weit auffassen kann. —

Unsere Pazifisten sind aber keineswegs alle harmlose Leute. Ich habe den Brief eines von ihnen an den Prinzen Hohenlohe gelesen, in dem der Schreiber offen ausspricht, er habe bei unseren Erfolgen im Sommer 1918 einen tödlichen Schrecken bekommen. Ein anderer, noch dazu Professor an einer preußischen Hochschule, zeigte seine Feindschaft noch deutlicher und predigte die Vernichtung Preußens. Selbst die Kindererziehung soll pazifistisch gerichtet werden, um unser Volk vollständig zu durchsetzen. Dann würden wir reif zur Sklaverei oder zum Untergang werden, und die Feinde würden sich freuen. Man kann nicht verstehen, wie Leute so planmäßig gegen sich und ihr Volk arbeiten können. Vielleicht haben die Bedingungen der Feinde ernüchternd gewirkt. Aber Deutsche geben ihren Standpunkt nicht auf, auch wenn um sie die Wogen immer höher steigen und sie zu verschlingen drohen. Sonst müßte jedermann einsehen, daß dieser Friedensschluß den Keim neuer Kriege in sich trägt, wie keiner vor ihm.

Es scheint in der Entwicklung des Erdenlebens zu liegen, daß in gewissen Zeiträumen Werte vernichtet und neue geschaffen werden müssen, um die Erde lebensfähig zu erhalten. Vielleicht hat alte Weisheit in diesem Sinne den Krieg als Vater aller Dinge bezeichnet. Ich glaube nicht, daß ein Weltschiedsgericht den Frieden erhalten kann. Abgesehen von der sehr schwierigen

Frage der vollziehenden Gewalt, die hinter ihm stehen müßte, um den Frieden zu erzwingen, und die daher wieder zum Kriege führt, gibt es Dinge, die ein Schiedsgericht nicht entscheiden kann. Handelt es sich um das Leben und Sterben eines Staates, wie heute bei uns, so wird kein Schiedsgericht ihn überzeugen können, daß er zum Besten der anderen untergehen müsse.

Vor vielen Jahren hat mir ein Vertreter der Großindustrie gesagt, wenn wir noch hundert Jahre Frieden haben, werden wir England tot gemacht haben. Ich konnte nur die Frage stellen, ob er denn glaube, daß England diese hundert Jahre geduldig abwarten werde? Die Antwort ist jetzt in deutlichster Form gegeben.

Es leben noch genug Völker der Erde in unreifem Zustande; sollte ihnen keine Entwicklung bevorstehen, und sie nur bestimmt sein, dem Nutzen der anderen zu dienen? Ich hörte kürzlich eine Unterhaltung von Soldaten über die Neger, die sie wohl aus dem Kriege kannten. Einer von ihnen erklärte sehr bestimmt: „Die kommen auch noch einmal nach oben." Wie ich glaube, ist es auf einer Kirchenversammlung zu Byzanz gewesen, wo man die Gothen nicht zulassen wollte, weil sie Barbaren und wie wilde Tiere seien. Heute beherrschen germanische Völker die Welt. Ein hoher Kolonialbeamter hat mir zwar gesagt, die Erhebung wilder und unterdrückter Völker sei den Maschinengewehren gegenüber nicht mehr möglich. Wie schnell aber der Besitz solcher Waffen wechseln kann, haben die Ereignisse in unserem Vaterlande gezeigt.

Ich stehe nicht auf dem Standpunkt des alten Moltke, daß der ewige Friede nicht einmal ein schöner Traum sei. Ich halte ihn aber für unmöglich, solange wir Menschen sind. Viele Völker haben ihn in der Vergangenheit gesucht, mochten sie vom verlorenen Paradiese oder vom goldenen Zeitalter oder ähnlichen

Zuständen reden. Das Christentum und manche andere Religion glauben an ihn in der Zukunft, aber erst nach Vernichtung des irdischen Menschen durch den Tod. Immer erscheint der ewige Friede in der dunkelsten Vergangenheit oder in einer unbestimmbaren Zukunft, wenn die Menschen nicht mehr Menschen sind. Der persönliche Friede wird nur erlangt durch harten Kampf gegen sich selbst, durch Entsagung und Selbstentäußerung. So werden auch die Völker wohl nur zum Frieden kommen durch Kampf. Auch ein unglücklicher Krieg führt schließlich zum Frieden oder zum Untergang. Die ihn bestehen müssen, haben sich selbst zu opfern, um den Nachfolgenden zu retten, was zu retten ist. Als unser Zusammenbruch eintrat, hörte ich einen hochgestellten Mann in die Worte ausbrechen: „Daß man so etwas Schreckliches erleben muß!" Aus den Worten klingt etwas wie Selbstsucht heraus. Wenn das Unglück kommen sollte, so wollen wir es tragen und nicht wünschen, daß es ein anderes Geschlecht getroffen hätte, denn unser Geschlecht trägt die Schuld, zu schwach gewesen sein, um das Unglück abzuwenden.

Unsere Feinde geben vor, den Völkerfrieden zu sichern und leiten ihn mit der Vernichtung Deutschlands ein. Wir sollten uns endlich von den Einbildungen der Pazifisten losmachen und mit Leib und Leben darauf einrichten, daß leben kämpfen heißt, im Einzelnen wie im Ganzen. England gibt ein achtunggebietendes Beispiel, wie man die Welt besiegt. Ohne rücksichtslose Selbstsucht geht es dabei nicht ab. Was ihm hindernd im Wege entgegensteht, tritt es unter die Füße. Alle Mittel sind ihm recht. Was zum Nutzen seiner Politik dient, gilt ihm nie als Unrecht, mag es auch ein Verbrechen sein. Ich war noch sehr jung, als ein namhafter Missionsfreund von einem großen Missionstage in England sprach, an dem sich auch viele Offiziere beteiligt hätten. Er wandte sich an mich, den jungen Leutnant,

mit der Frage: „Weshalb ist das bei uns nicht möglich?“ Heute würde ich ihm antworten: „Auch die Mission gilt dem Engländer in erster Linie als Mittel zur Weltherrschaft, daher das allgemeine Interesse. Das Verhalten gegen unsere Missionen in diesem Kriege zeigt, daß die Sache an sich für ihn nicht das Maßgebende ist.“ Nun will ich keineswegs das Verhalten Englands in allen Stücken als Muster hinstellen. Aber die Pazifisten will ich fragen, wohin ihre Bestrebungen solchen Anschauungen gegenüber führen sollen? —

Im Reichstage gab es Anhänger der Internationale und des Bolschewismus, die beide immer mehr zusammenzufallen scheinen. Aber sie traten nicht damit hervor. Die Sozialdemokraten hatten sich in der internationalen Genossenschaft schwer getäuscht. Der Brite, Amerikaner und mancher andere denken zunächst an sich und ihren Vorteil. Nur Deutsche konnten in dem Glauben leben, daß die Interessen aller Genossen der Welt die gleichen seien. Mancher Sozialdemokrat mag nicht international denken. Schon der Schlachtruf: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!“ wird ihm nicht gefallen, denn ein ordentlicher Arbeiter ist kein Proletarier. Das Kapital sehen wohl alle noch als Gegner an. Auch darin mag sich ein Wandel vorbereiten, da die Einsicht kommen wird, daß das Kapital zu ihrer Erhaltung nötig ist. Sie werden beim Fortschreiten der Sozialisierung noch böse Erfahrungen machen, denn Gewinn bringt sie nicht. Soviel mir bekannt, gibt es eine rein sozialistische Wirtschaft auf Neu-Seeland. Sie wird nur dadurch aufrecht erhalten, daß England fortwährend zuschießt. Das Staatswesen ist daher unrettbar verschuldet.

Die Unabhängigen haben mit den Bolschewisten die Verbindung aufgenommen. Sie verkehrten bei dem russisch-bolschewistischen „Botschafter“ Joffe in Berlin, und bei einem Festmahl

in der russischen Botschaft wurde auf das Wohl der Internationale getrunken. Besonders wurde dabei der Abgeordnete für Nordhausen Cohn genannt. Die Zeitungen sprachen offen darüber, daß er Millionen von Rußland empfangen hat, wie er behauptet, für die russischen Gefangenen, wie Joffe behauptet, für bolschewistische Werbungen. Daß fremdes Geld sowohl bei den aufrührerischen Matrosen wie bei den Spartakisten eine Rolle gespielt hat und noch spielt, ist wohl anzunehmen. Von den ersten Meutereien der Matrosen führten Fäden zu den Unabhängigen. Der Reichskanzler Michaelis und Staatssekretär von Capelle griffen sie deswegen im Herbst 1917 im Reichstage an, leider ohne genügende Beweise vorzubringen und ohne die Unterstützung des Reichstages zu finden.

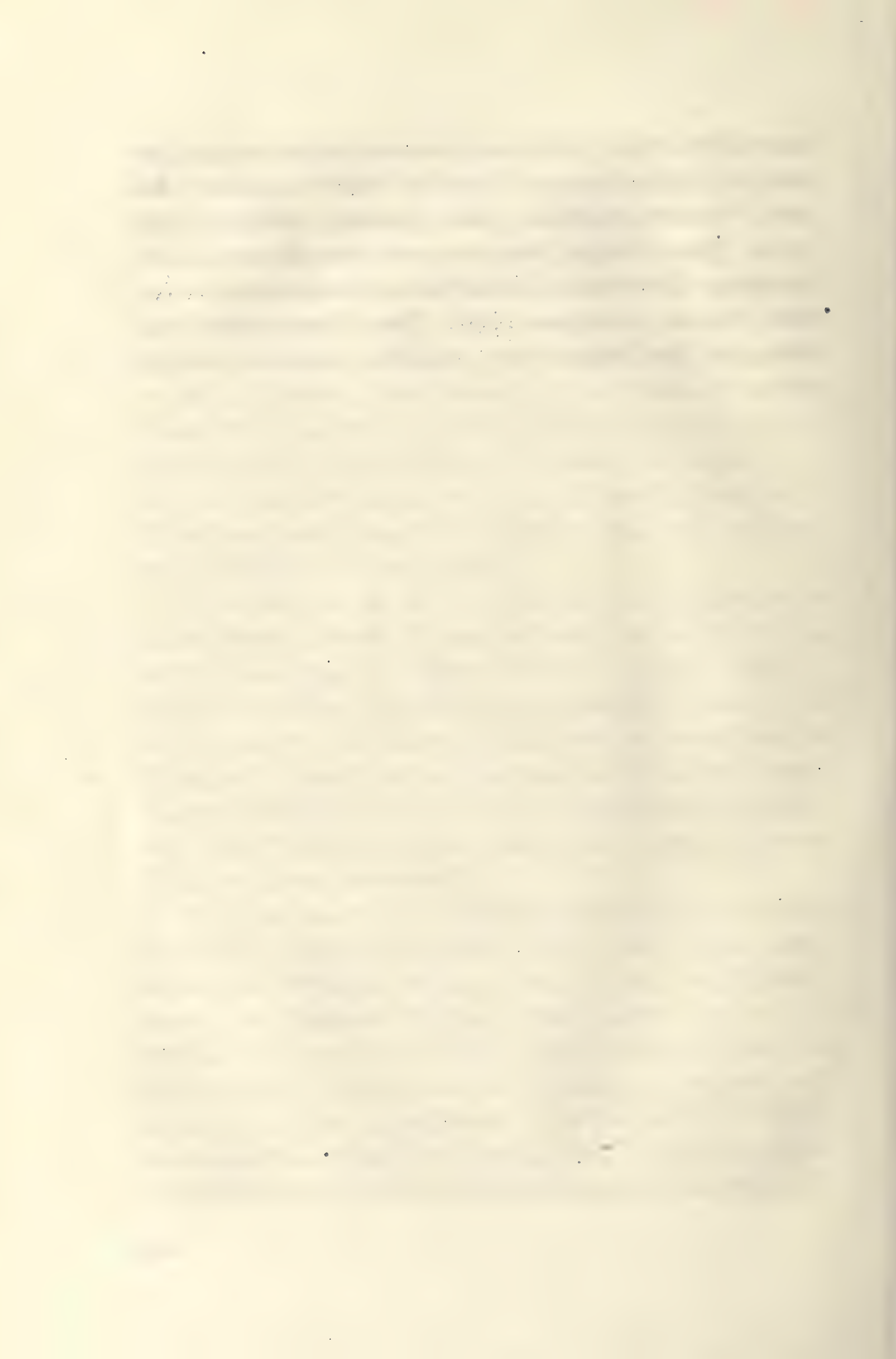
Internationale Beziehungen hat es immer gegeben; schon Handel und Wandel bedingten sie. Fürsten, Adel, Gelehrte, Künstler, Vertreter des Handels und Verkehrs, Geldleute und Reisende haben sie gepflegt. Aber die Zugehörigkeit zu bestimmten Volksgemeinschaften setzte ihnen Grenzen. Am freiesten von solchen Grenzen haben sich die Beherrscher des Geldmarktes und die Juden gemacht, die beide vielfach zusammenfallen. Es gibt aber auch unter ihnen Ausnahmen. Von den großen geistigen Bewegungen soll das Christentum die ganze Welt umspannen und durchdringen. Auch andere Religionen hatten das gleiche Streben. Aber auch sie mußten den völkischen Besonderheiten Rechnung tragen und haben eine völlige Internationalität nicht erreicht. Zuletzt von allen sind die Besitzlosen gekommen. Sie wollen eine Klasse aller Völker zusammenfassen und dadurch ihre Ziele erreichen. Die Bewegung ist nicht nur geistig, sondern will sich mit Gewalt durchsetzen. Daher hilft gegen sie auch nur Gewalt, zumal ihre geistige Seite dürftig und roh ist. Die Versuche, durch Nachgiebigkeit und Vergleiche mit ihr Blut

zu sparen, sind verfehlt und zeugen von geschichtlicher und politischer Unkenntnis. Alle solche Bewegungen pflegen keinen gleichmäßigen Lauf zu nehmen. In einzelnen Gebieten sterben sie schon ab oder veralten, während sie in anderen erst beginnen, Fuß zu fassen. Der internationale Bolschewismus scheint gut vorbereitet zu sein, denn er tritt an vielen Stellen zugleich auf, ohne daß seine Einleitung bemerkt ist. Daher ist er doppelt gefährlich und fordert den rücksichtslosesten Kampf heraus. Während ich diese Zeilen schreibe, melden die Zeitungen das schreckliche Ende von Liebknecht und Rosa Luxemburg. Ein warnendes Beispiel, aber auch eine ernste Mahnung für die vielen, die den Boden für solche Giftpflanzen durch Trugbilder der Freiheit und durch schrankenlose Zügellosigkeit vorbereitet haben.

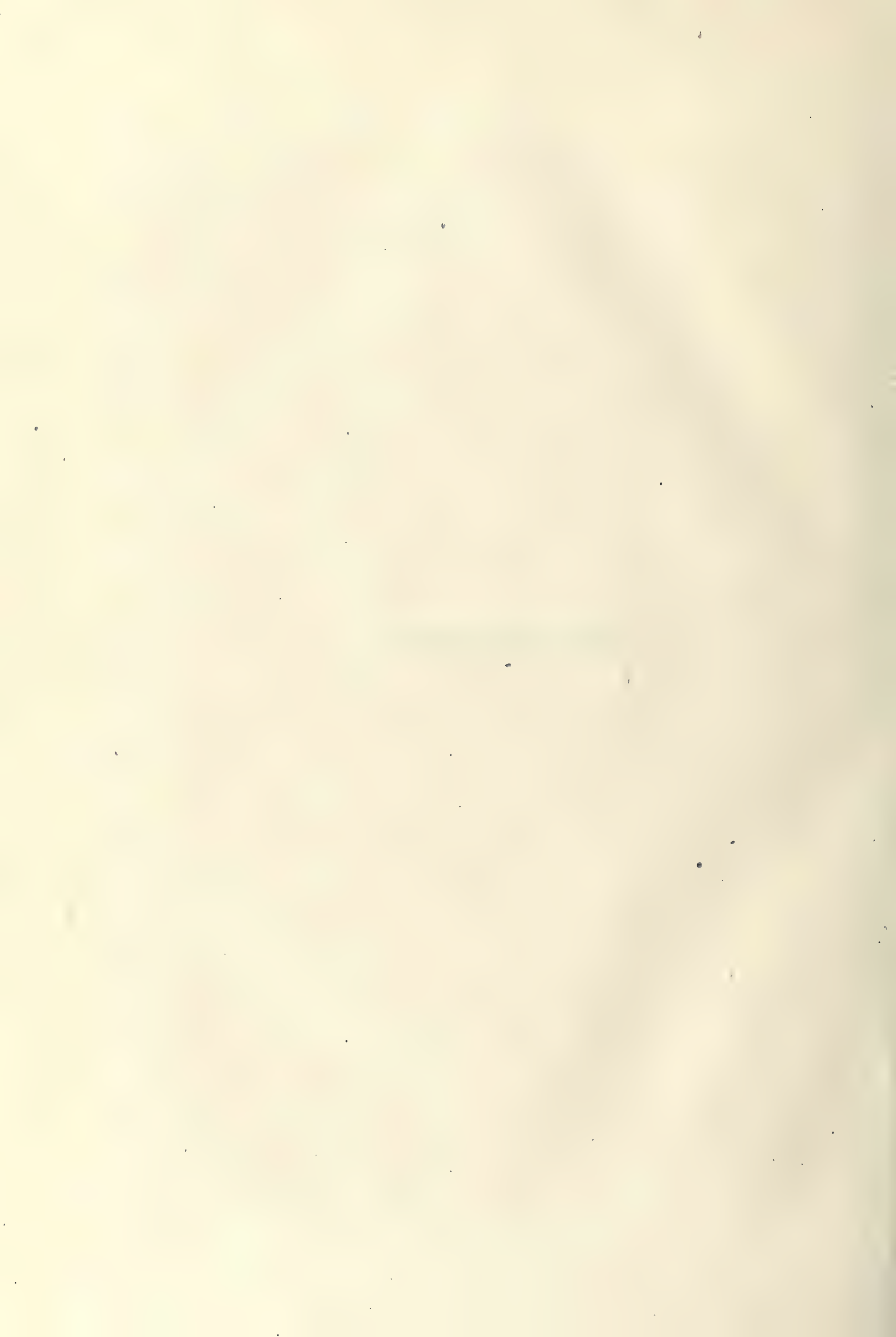
Der Reichstag hat in dieser Zeit des Niederganges starke Demütigungen erlitten. Hielt er sich vorher für unbesiegbar, so wurde er nun durch den Umsturz rücksichtslos beiseite geschoben. Man muß wünschen, daß er wieder zu seinem Recht kommt, denn er ist die gesetzmäßige Vertretung des deutschen Volkes. Sollte er doch noch souverän werden, dann muß er lernen, die Parteiinteressen nicht mehr über das Wohl des Vaterlandes zu stellen. Leider muß bezweifelt werden, daß dazu die nötige politische Reife des Volkes vorhanden ist.

Ein Hindernis für den Einheitsstaat scheint heute durch den Rücktritt der Fürsten geschwunden zu sein. Nun muß man aber das seltsame Schauspiel erleben, daß nicht nur die vielen Bundesstaaten als Freistaaten bestehen bleiben wollen, was ich für erklärlich und gerechtfertigt halte, sondern daß sogar neue Gebilde entstehen sollen, wie die vom Abgeordneten Trimborn und Genossen erstrebte rheinisch-westfälische Republik. Vielleicht spielen dabei konfessionelle Gründe mit; sollte Rom seine Hände im Spiel haben? Eine Stärkung des deutschen Reiches wird

dadurch nicht erzielt. Es erinnert vielmehr an das deutsche Erbübel der Zersplitterung und besorgt die Sache der Feinde. Die durch Bismarcks kraftvolle Kunst geschaffene Einheit ist zerfallen. Ihre Bürgen, Kaisertum und Bundesrat, sind verschwunden. Der deutsche Traum kann wieder geträumt werden. Aber Träumer nützen uns nichts. Nur Männer können uns helfen, die ihre Aufgabe nicht im Reden, sondern in der Tat suchen. —



Regierungen.



Preußen und Deutschland sind vor dem Kriege selbst von unseren Feinden als die bestregierten Länder anerkannt. Im Kriege lautete es anders, und unser betörtes Volk glaubte dem Feinde und den regierungsfeindlichen Parteien. Die traurigen Verhältnisse haben erst wieder die Sehnsucht nach den früheren geordneten Zuständen erweckt, als sich die neuen Regierungen unfähig erwiesen.

Vorbildlich und maßgebend ist in dem kaiserlichen Deutschland das preußische Staatsministerium gewesen. Dort habe ich zunächst als Laie, aber auch als aufmerksamer Zuhörer gesessen. Zunächst fiel das Äußere vorteilhaft auf. Es herrschte eine ruhige Würde, kein Mitglied fiel jemals aus der Rolle. Nichts geschah ohne scharfsinnige und sachverständige Überlegung. Preußen mußte maßgebend sein, nicht nur als stärkster, sondern auch als politisch sicherster Staat. Die süddeutschen Staaten haben sich nie durch politisches Glück ausgezeichnet. Ihre Stärke und Bedeutung lag auf anderen Gebieten. Ihre gepriesenen Freiheiten konnten sie sich leisten, weil Preußen es für sich nicht tat. Es ist nicht auffallend, daß gerade unter den Süddeutschen die Demokratie den besten Boden fand. Payer, Gröber, Hausmann und Erzberger waren die ersten Männer der neuen Regierung. Was haben sie gewirkt mitsamt ihrem Präsidenten, dem Prinzen Max, der aus dem demokratischen Baden gekommen war und sich innerhalb eines Jahres gemausert hatte?

Das preußische Ministerium war Freiheiten nicht abgeneigt. Es befanden sich sogar Männer recht liberaler Anschauungen darin, doch waren sie keineswegs demokratisch, sondern königlich gesinnt.

Aber der Geist Bethmann-Hollwegs schwebte über dem Ganzen. Den Mehrheitsparteien wurden reichliche Zugeständnisse gemacht. Man tat es unter großen Bedenken, glaubte sich aber den Ausführungen des Präsidenten nicht verschließen zu können. Das ist mir unverständlich gewesen. Wenn man triftige Bedenken geltend zu machen hat, so muß man auch danach handeln. Nur wenige blieben fest und stimmten dementsprechend. Die Nachgiebigkeit gegen die Polen hat sich bitter gerächt. Der Minister Lentze hatte nachdrücklich auf die Folgen hingewiesen und hat mit seiner Ansicht recht behalten. Am schärfsten traten die Gegensätze bei der preußischen Wahlrechtsvorlage hervor. Bedenken hatten alle außer Graf Rödern, der in Straßburg mit dem gleichen Wahlrecht glaubte gute Erfahrungen gemacht zu haben, und Helfferich, der die innere Lage für so gefährdet hielt, daß die Vorlage nicht zu umgehen sei. Ob Bethmann seiner Überzeugung gefolgt ist oder ob er sich durch Versprechungen verpflichtet hielt, weiß ich nicht. Die Minister, die einen ablehnenden Standpunkt einnahmen, sind bekannt. Sie sind ausgeschieden, als die sofortige Einbringung der Vorlage beschlossen wurde. Mir als Soldaten war dies nicht vergönnt. Zu der entscheidenden Thronratssitzung waren auch alle Staatssekretäre aufgeboten, obschon es sich um eine preußische Angelegenheit handelte. Sie standen sämtlich auf seiten des Reichskanzlers, mit Ausnahme von Krätke. Das Ergebnis habe ich immer für ein Angstergebnis gehalten, obschon die Regierung damals noch über alle Machtmittel verfügte. Zu welchen Zugeständnissen man bereit war, zeigte eine an mich durch den Unterstaatssekretär Wahnschaffe damals übermittelte Zumutung, wir sollten Liebknecht freilassen, das würde einen guten Eindruck machen. Wenn die Entwicklung je gezeigt hat, daß Nachgiebigkeit Schwäche ist und dementsprechende Folgen nach sich zieht, so ist es hier der

Fall gewesen. Als einst nach geschlossener Sitzung einige Minister dem Kanzler noch einmal ihre Bedenken äußerten, entgegnete er im Fortgehen: „Ja, es ist die Zeit, die Zeit!" Ein großer Mann soll sich aber nicht von der Zeit meistern lassen, sondern ihr die Richtung geben. Scheidemann hat nach Bethmanns Abgange gesagt, er sei kein Diplomat, aber ein Staatsmann gewesen. Er war beides nicht, auch kein Staatsmann, denn ein Staatsmann darf keine Furcht haben. So ereilte ihn sein Geschick trotz oder vielmehr wegen seiner Nachgiebigkeit. Selbst seine alten Anhänger verließen ihn. Ludendorff hat mir kurz nach meiner Ernennung zum Minister, also schon im Herbst 1916, gesagt: „Bethmann bringt nie einen Frieden fertig, er muß fort!" Das mögen sich die merken, die behaupten, Ludendorff habe aus Eigensinn, Ehrgeiz oder Unverstand den Krieg weitergeführt, ohne an den Frieden zu denken. Er ist auf ihn bedacht gewesen von dem Augenblick an, wo er in die einflußreiche Stellung eingetreten ist.

Ich habe das preußische Staatsministerium sowohl in seiner ersten Zusammensetzung wie nach seiner Ergänzung nach Ausscheiden der oben erwähnten Mitglieder in dankbarer Erinnerung. Nicht mit jedem seiner Mitglieder bin ich einverstanden gewesen, aber alle waren kluge, geschäftskundige Männer von vornehmer Gesinnung, mit denen man gern zu tun hatte. Sie hielten sich an die alte bewährte Überlieferung und knüpften an die geschichtliche Entwicklung an. Der Hauptvertreter in dieser Richtung nach Form und Wesen war der Minister von Breitenbach. Selbst mancher Gegner wird jetzt die ehrliche, sichere und unabhängige Geschäftsführung und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Staatsleben zurückwünschen.

Vor den Reichsgeschäften kam das Ministerium bisweilen zu kurz. Es wurde nicht immer rechtzeitig unterrichtet und ge-

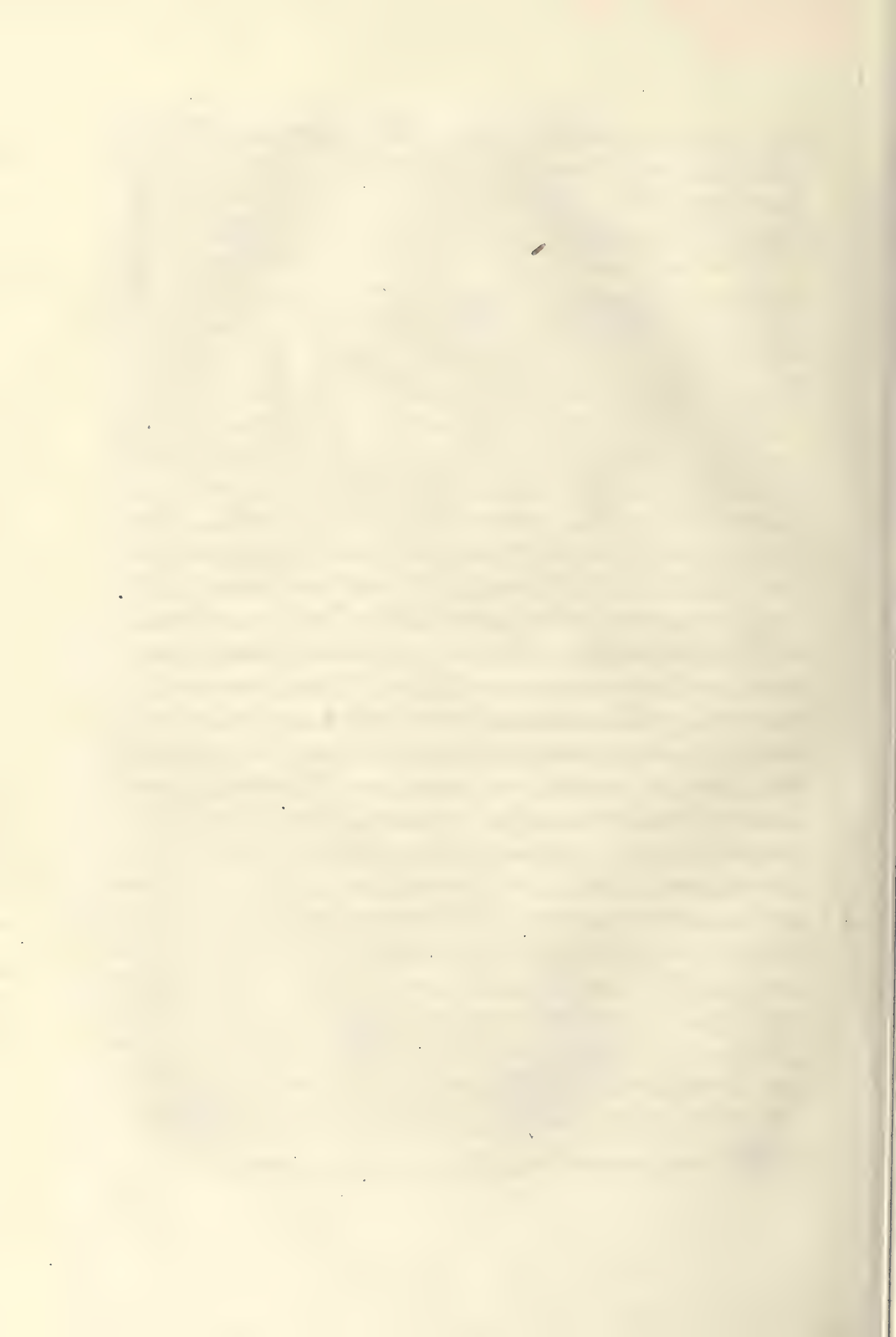
hört. Das soll schon seit Bülows Zeit so gewesen sein. Oft wurde Abstellung dieses Mangels gefordert und auch zugesagt. Aber im Drange der Verhältnisse wurde es auch bisweilen wieder vergessen. Es fehlte der umfassende Geist, der allem gerecht wird.

Die Zeit des Kanzlers Michaelis ist zu kurz gewesen, als daß sie Einfluß gewinnen konnte. Man wird aber dem treuen und pflichterfüllten Manne seine Achtung nicht versagen. Im Gegensatz zu anderen war er froh, als die Bürde von ihm genommen wurde.

Mit dem Grafen Hertling habe ich oft und gern zu tun gehabt. Es ist bekannt, daß er sich nur schweren Herzens zur Übernahme der Reichsleitung entschlossen hat, nachdem er die Aufforderung dazu schon einmal abgelehnt hatte. Seine Vaterlandsliebe und sein Pflichtgefühl wird jedermann anerkennen. Aber er war schon zu alt, um tatkräftig einzugreifen, obschon es ihm an Entschlußfähigkeit keineswegs mangelte. Seine Hauptstärke lag auf dem Gebiete der Vermittlung. Sie wurde ihm nach eigener Angabe oft erschwert und behindert durch seinen Gegner Erzberger. Ich habe ihm mehrfach vorgestellt, daß dieser überalterte und unfähige Reichstag verschwinden müsse, wenn wir zu gutem Ende kommen wollten. Er zeigte sich auch keineswegs abgeneigt, meinte aber schließlich, es sei zu spät. Zum letzten Male habe ich ihn vor seiner Abreise nach Spaa gesehen, als dort die Entschlüsse über den Waffenstillstand gefaßt werden sollten. Er hat aber darüber nicht zu mir gesprochen, war auch vielleicht noch nicht unterrichtet. Er machte damals einen recht alten und müden Eindruck. Ich bin überzeugt, daß der Niedergang des Reiches und die Umwälzung im Innern von Einfluß auf seinen Tod gewesen sind.

Die Zwischenregierung des Prinzen Max von Baden habe ich

nur in ihren Anfängen erlebt. Die zahlreichen Minister ohne Portefeuille waren erst im Entstehen. Ihren Zweck wird man vergeblich zu ergründen suchen, wenn man sich nicht mit ihnen als notwendigem Zubehör der Demokratie abfinden will. Soviel ich mich erinnere, habe ich nur Gröber, Erzberger, Scheidemann und Bauer als Minister erlebt. Ob sie oder andere Gewalten mich entfernt haben, weiß ich nicht. Ich lege Wert darauf festzustellen, daß ich nicht freiwillig gegangen bin, da geglaubt werden könnte, ich hätte in schwerer Lage des Vaterlandes meinen Posten verlassen. Der Vorgang war eigenartig genug. Ich lernte den Prinzen Max erst in Berlin kennen. Er war sehr freundlich zu mir und erinnerte sich, daß ich an der Spitze eines badischen Generalkommandos gestanden hatte. Wenige Tage später war ich zu einer Sitzung geladen. Der Prinz begrüßte die Versammlung und verabschiedete sich sofort wieder, da er wegen eines wichtigen Thronvortrages zum Kaiser fahren müsse. Bei seinem Fortgange wechselten wir noch einige Worte, wobei er wieder sehr freundlich war. Bei dem Thronvortrage hat er dem Kaiser meine Entlassung zur Bedingung gemacht. Hätte er mir ein Wort von seiner Absicht gesagt, so würde ich dem Kaiser die Zwangslage erspart und sofort meine Entlassung erbeten haben. Das Verfahren hat mir nicht gefallen, aber für die Entlassung bin ich dankbar gewesen. Die kurze Spanne seiner Amtsführung hätte er als deutscher Fürst lieber nicht erleben sollen. Diese Regierung ist stillschweigend verschwunden. Niemand scheint ihr nachgetrauert zu haben. Leid tut es mir um den alten Payer, den ich geschätzt habe. Er wußte das Mitglied der Regierung vom Parteimann zu scheiden und war ein gerader Mann. Sonst aber sind mir die Schwaben, die ich im Felde in der Sommeschlacht und vorher als Soldaten kennen gelernt hatte, bei weitem größer erschienen, als ihre Politiker und Staatsmänner.



Das Heer.



Das deutsche Heer, das 1914 in das Feld zog, war das denkbar beste, das je in einen Krieg eingetreten ist. Gründlich ausgebildet, fest gefügt und pflichtbewußt, von der eigenen und des Volkes Begeisterung getragen, war es jeder Aufgabe gewachsen. Zum ersten Male waren Reservebildungen von Anfang an den aktiven Truppenkörpern gleichgestellt. Beide marschierten und fochten nebeneinander in denselben Armeen. Selbst Landwehrtruppen wurden sofort vor schwierige Aufgaben gestellt. Sie täuschten die in sie gesetzten Erwartungen nicht, der beste Beweis dafür, daß ihre Ausbildung und Erziehung nach richtigen Grundsätzen erfolgt waren. Zweifel hatten bestanden, ob unser Volk und mit ihm das Heer nach den langen Friedensjahren mit der gehobenen und verwöhnten Lebensführung, der verfeinerten und überspannten Kultur und vielen anderen zersetzenden Einflüssen der herrschenden Zeit noch in der Lage sei, Aufgaben zu lösen, die an Mut, Entsagung und Hingabe gewaltige Anforderungen stellten. Sie erwiesen sich als unbegründet. Der Kern des Volkes und des Heeres war gut, und die schlechten Bestandteile kamen noch nicht zur Geltung. Aber sie waren vorhanden, denn unter Millionen von Menschen finden sich immer Untüchtige, Eigennützige, Feiglinge und Verbrecher.

Das Offizierkorps war durch Überlieferung und Erziehung von soldatischem Geiste erfüllt, pflichttreu und voller Vaterlandsliebe. Es sah in dem Kaiser und Könige seinen obersten Kriegsherrn, dem es von Herzen ergeben war. Ihm verdankte es seine Stellung und sein Ansehen. Die älteren Offiziere hatten

seine Fürsorge für das Heer von seinem Regierungsantritt an beobachtet und die jüngeren wußten es nicht anders, als daß der Kaiser für und mit seinen Truppen lebte und wirkte. Sie kannten und sahen ihn nur als Soldaten. Für ihren Beruf waren sie alle gut vorgebildet. Im Kriege sollten sie von den Führern herab bis zu den jüngsten erst die Probe ihres Könnens ablegen, denn nur wenige kannten den Krieg aus Erfahrung.

Das Offizierkorps entstammte den verschiedensten Kreisen des gebildeten Volkes. Bei einigen Truppen traf dies nicht zu. Durch Überlieferung und gegenseitige Beziehungen ergänzten sich ihre Offiziere aus bestimmten Kreisen und Familien. Das führt zu Vorurteilen. Eine Mischung ohne Rücksicht auf die Herkunft erscheint richtiger. Die gegenseitige Berührung ist allen Beteiligten nützlich. Der Gesichtskreis erweitert sich, Vorurteile schwinden und Reibungsflächen werden abgeschliffen. Unseren Schwertadel möchte ich in keinem Offizierkorps missen. Er besitzt schon durch seine Überlieferung die besten militärischen Eigenschaften. Reichtum und Wohlleben waren vielen nicht fern geblieben, aber die Menge war einfach und unbemittelt. Ich habe einmal den Vorschlag gehört, zwischen reichen und armen Offizierkorps zu scheiden. Arme haben neben Reichen oft einen schweren Stand. Aber in einem Offizierkorps muß man verlangen, daß jene sich beherrschen und diese Rücksicht nehmen. Meist gestaltete es sich so, daß arme Offiziersanwärter solche Truppenteile aufsuchten, die ihren Mitteln entsprachen. Leute, die ihren Reichtum falsch anwenden oder damit protzen, gehören nicht in den Offiziersstand. Mir hat die Antwort des Kommandeurs eines Gardeinfanterieregiments gefallen, die er einem Vater gab, als dieser seinen Sohn zur Einstellung mit den Worten vorstellte: „Sie können von mir jede Zulage für meinen Sohn fordern, wie hoch sie auch sei.“ Der Kommandeur antwortete dar-

auf: „Solche Anwärter kann ich in meinem Regiment nicht gebrauchen."

Bildung ist für jeden Offizier nötig, heute mehr denn je, wo unter seinen Mannschaften viele Gebildete aller Art zu finden sind. Man darf sie aber nicht zum alleinigen Maßstab machen, denn ein Gelehrter braucht noch lange nicht ein guter Soldat zu sein. Seit einer Reihe von Jahren wurden Fähnriche mit dem Reifezeugnis für die Hochschulen bei der Offiziersbeförderung vorpatentiert, wenn sie auf der Kriegsschule besondere Zeugnisgrade erreicht hatten. Dadurch sollten Härten beseitigt werden, indem man den längeren Schulbesuch und das dadurch erreichte höhere Alter berücksichtigte. Das Streben, den Anwärter zur Ablegung der Reifeprüfung zu veranlassen, mochte mitgewirkt haben. Solche jungen Leute übersprangen bei ihrer Beförderung andere Kameraden, die schon ein oder zwei Jahre gute Dienste als Offiziere getan hatten. Das hat mir immer leid getan. Es geht meist so im Leben, daß neue Härten entstehen, wenn man vorhandene ausgleichen will.

Über die Bildung der Offiziere herrschten oft merkwürdige Ansichten im Volk. Artillerie und Pioniere galten als gelehrte Waffen. Die Gelehrsamkeit wurde in der Kenntnis und Anwendung der Mathematik gesucht. Ich bin selbst Artillerist gewesen und habe mich gern mit Mathematik beschäftigt. Aber zum Gebrauch der Artillerie genügte das kleine Einmaleins von eins bis zehn. Wer das ganze Wesen der Waffe verstehen will, braucht allerdings mehr, aber zu ihrer Anwendung ist es nicht erforderlich. Der Kavallerie stand man fremd oder feindlich gegenüber, weil sie für das Gebiet des Adels und der Reichen gehalten wurde. Trotzdem befanden sich gerade in ihr recht viele hochgebildete, welterfahrene und kluge Leute. Am schlechtesten kam der Infanterist fort, wahrscheinlich wegen seiner Massenhaftig-

keit, und weil er so mühsam im Staube marschierte. Dennoch war er der Soldat an sich. Es ist nicht Zufall, daß gerade aus dieser Waffe die meisten und bekanntesten hohen Führer hervorgegangen sind. Ich habe manchem Vater geraten, seinen Sohn zur Infanterie zu geben, die immer die Trägerin des Kampfes gewesen ist und trotz aller Technik bleiben wird. Kein Dienst erzieht so unmittelbar zum Soldaten und für den Krieg wie der Infanteriedienst.

Unser Volk ist ein Soldatenvolk gewesen und wird es hoffentlich wieder sein, wenn der heutige Irrwahn geheilt ist. Aber vom Heerwesen und Soldatentum hat es dabei doch nur wenig verstanden und mehr an Äußerlichkeiten gehangen. Ich muß dies pflichtmäßig aussprechen auf die Gefahr hin, daß es mir sehr übel genommen werden wird.

Der Weltkrieg hat in der Scheidung der Offiziere nach der Waffenzugehörigkeit vieles geändert. Sie sind vollständig durcheinander gewürfelt. Der Reiter hat nicht nur innerhalb seiner Truppe am Fußgefecht teilgenommen; unzählige Reiteroffiziere sind auch in die Infanterie eingestellt. Es gab keinen Unterschied mehr in ihrer Verwendung. Selbst der schwere Kürassier und der so oft von unwissenden oder böswilligen Leuten angegriffene Garde du Corps haben im freien Felde und im Schützengraben gefochten und geblutet wie der Infanterist. Der Artillerist und der Pionier haben neue Wege gehen und alle möglichen Hilfsmittel hinzulernen müssen. Die neuen Waffen der Granat- und Minenwerfer, der Flugschiffe und Flugzeuge, des Kampfgases und der Panzerfahrzeuge sowie die Ausdehnung der Nachrichten- und Beobachtungsmittel forderten weitere Kenntnisse und Fertigkeiten. Auf diesen verschiedenen Gebieten trafen sich die Offiziere aller Waffen. Die Änderungen schienen so einschneidend,

daß mich einige Hochschullehrer um die Erlaubnis zu Frontreisen gebeten haben, um feststellen zu können, ob der Lehrbetrieb ihrer Wissenschaften der Mathematik und Physik in den höheren Lehranstalten nicht auf andere Grundlage zu stellen sei. Sie haben die Reisen ausgeführt und ihre Erfahrungen niedergelegt. Ich habe sie aber gewarnt, nicht alles auf die Erscheinungen dieses Krieges zu gründen, der die wichtigsten Formen der Kriegführung nur in Ausnahmefällen gezeigt hat. Immerhin muß man auf gleiche Erscheinungen auch in künftigen Kriegen gefaßt sein und daher die neuen Mittel beherrschen. Das gilt für den Offizier und in beschränkterem Maße auch für den Soldaten. Daher kann eine abgekürzte Dienstzeit heute weniger denn je ausgebildete Truppen liefern. Dies widerlegen zu wollen durch den Hinweis auf die kurze Ausbildung des Ersatzes ist verfehlt. Sie genügte nicht und hat viele Übelstände im Gefolge gehabt, die nicht hervortraten, solange noch die alten Mannschaften überwogen. Von ihnen hörte man oft genug bei Gefechtshandlungen und Arbeiten den ärgerlichen Ausruf: „Ihr jungen Kerle seid zu dumm!"

Die im Frieden ausgebildeten und durch den Krieg geübten Offiziere des Beurlaubtenstandes haben sich bewährt. Sie glichen ihren aktiven Kameraden an Pflichttreue und Opfermut. Im Laufe des Krieges wurde versucht, Zwiespalt zwischen beide zu tragen. Die ungleichen Beförderungsverhältnisse zum Stabsoffizier boten dazu eine Handhabe. Der Unterschied ist später gemildert, als sich die Offiziere des Beurlaubtenstandes in Führerstellen bewährt hatten. Im Frieden hatten nur sehr selten Beförderungen dieser Offiziere zum Stabsoffizier stattgefunden, da die wenigen Übungen nicht genügten, solche Führer auszubilden. Als sie aber durch den Krieg geübt waren, hätten sie auch schneller befördert werden sollen. Ein Grund stand allerdings

entgegen. Bei den starken Ausfällen hätten sie bald zu Regimentsführern herangestanden. Für diese Stellen kommen aber andere Eigenschaften und Erfahrungen in Betracht, als der Krieg sie entwickeln kann, z. B. schon die Fähigkeit der Auswahl, Erziehung und Ausbildung eines Offizierkorps.

Es wurde auch bemängelt, daß Offiziere des Beurlaubtenstandes nicht in höheren Stäben Verwendung fanden. Nun waren aber geschulte Adjutanten und Generalstabsoffiziere für die vielen ungeschulten Unterführer ohne fachmännische Vorkenntnisse die unentbehrlichen Vermittler mit den höheren Kommandostellen. Es gab aber auch Stellen, wo man gewissenhafte Arbeiter ohne Fachbildung gebrauchen konnte. Offiziere des Beurlaubtenstandes sind denn auch später vielfach bei höheren Stäben verwendet; in den niederen Stäben waren sie schon frühzeitig vertreten. Es ist nicht so einfach, während eines Krieges mit eingelebten Einrichtungen zu brechen. Man kann sich nicht auf Versuche einlassen, da sie zu schwere Folgen haben können. Hier mußte man um so mehr abweichen, weil Unkenntnis und Bosheit behaupteten, daß die aktiven Offiziere auf Kosten der anderen geschont würden. Wer den Dienst der Adjutanten und Generalstabsoffiziere im Felde kennt, wird den Begriff Schonung mit ihm nicht in Verbindung bringen können.

Unter den nichtaktiven Offizieren gab es einen harten Unterschied in den Bezügen, der bei dem langen Kriege schwer ins Gewicht fiel. Wer im Frieden eine öffentliche Stellung bekleidete, erhielt neben dem Offiziersgehalt den größten Teil des Einkommens seiner Friedensstellung. Die freien Berufe, Geschäftsleute, Besitzer usw. bezogen nur das Offiziersgehalt. Viele von ihnen zehrten ihre Ersparnisse auf, mußten Schulden machen oder mit ihren Familien darben. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter benutzte den Ausstand in Oberschlesien zu einem Ausfall

gegen die Offiziere. Er forderte für die streikenden Bergarbeiter als Mindestlohn zehn Mark und fügte hinzu, die Offiziere in ihren Kasinos merkten allerdings nichts von der Not. Ich konnte diese törichte Behauptung leicht widerlegen. Die Leutnants, auch die verheirateten, bezogen hier in der Heimat die Summen nicht, die er für die Streikenden als das Notwendigste bezeichnete, und viele Kasinos hatten geschlossen werden müssen, da die Offiziere die Kosten nicht tragen konnten. Mancher Notschrei ist an mich gelangt, in dem Offiziere für sich und ihre Familien die Beköstigung aus den Mannschaftsküchen erbaten, weil sie nicht einmal die Lebensmittel, geschweige andere Lebensbedürfnisse bestreiten konnten. Der voreilige Redner sollte sich einmal die Kasinos ansehen, in denen verwilderte Soldatenräte mit ihren Dirnen hausten, da hätte er nicht nur von Wohlleben, sondern von Verschwendung sprechen können. Die Verhetzung muß in ähnlicher Weise mit Lüge und Unwissenheit gearbeitet haben. Mancher einfache Mann war erstaunt, wenn er die wirklichen Gehälter der Offiziere erfuhr. Heute ist der Maßstab dafür vollends verschoben, wo Arbeiter Löhne beziehen, die der gereifte Mann, der viele Jahre und Mittel auf seine Ausbildung verwendet hat, nie erreicht. Ich gönne dem ordentlichen und fleißigen Arbeiter seinen guten Lohn von Herzen. Er soll aber auch dem anderen sein rechtmäßiges Teil nicht mißgönnen. Den Sozialdemokraten mag es wohl recht sein, wenn viele Gebildete durch Mangel unter ihren Stand sinken, aber der Gesamtheit und dem Staate ist damit nicht gedient.

Die Offiziere haben trotz mancher Notlagen ihre Pflicht getan. Gewiß gab es unter ihnen auch viele reiche und wohlhabende. Um so höher ist die Haltung der weniger bemittelten einzuschätzen, die neben ihnen unter schwereren Bedingungen ihren Dienst tun mußten. —

Manchem Offizier des Beurlaubtenstandes ist es nicht gelungen, die Manneszucht aufrecht zu erhalten und für die Leute richtig zu sorgen. Dazu gehört lange Erfahrung und fortgesetzte Übung. Das machte sich noch mehr bemerkbar, als an die Stelle der älteren immer mehr junge und jüngste traten und galt unter diesen auch für die aktiven Offiziere. Über sie ist richtig geurteilt mit den Worten: „Sie verstanden ihren Leuten vorzusterben, aber nicht vorzuleben." Denn auch in ihrem außerdienstlichen Leben zeigten sich Schattenseiten. Es fehlte die Mannesreife und die Lebenserfahrung. Und doch sind viele dieser Jungen unter dem Eindruck des Krieges zu Männern gereift.

Man wird fragen, weshalb sind nicht Unteroffiziere und geeignete Mannschaften zu Offizieren befördert? Andere Armeen haben diese Einrichtung schon im Frieden, scheiden aber die beiden verschiedenen Offiziersklassen voneinander, indem die aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangenen nur gewisse Grade erreichen können. Wir haben immer ein gewisses Maß von Bildung als Zugang zum Offiziersberuf festgehalten. Nun bietet das Zeugnis zum einjährigen Dienst oder auch die Reife für eine höhere Klasse gewiß keine Gewähr für eine abgeschlossene Bildung. Aber irgendeinen Maßstab wollte man haben, um nicht ins Uferlose zu geraten. Glaubt ein jeder die Aussicht oder das Anrecht zur Beförderung zu haben, so werden der Unzufriedenen nicht weniger werden. Im Kriege war es sehr leicht gemacht, das nötige Bildungszeugnis zu erreichen. Immer mehr Bildungsanstalten haben damals um die Berechtigung gekämpft, das Zeugnis erteilen zu dürfen. Auch der Künstlerparagraph wurde irrigerweise von solchen herangezogen, die Offizier werden wollten; er sollte aber nur eine Verkürzung der Dienstzeit im Frieden gewähren, um die Beeinträchtigung besonderer Kunstfertigkeiten

zu verhüten. Die Anwartschaft auf den Offizier begründet er nicht. Das ist von den Beteiligten und auch von einigen Truppenteilen verwechselt.

Als Ersatz für fehlende Offiziere waren für den Krieg Offizierstellvertreter und Feldwebelleutnants vorgesehen. Beides waren Zwitterstellungen, die aber für einen kurzen Krieg genügt hätten. Alten verdienten Unteroffizieren und nichtbeförderten Offizieranwärtern sollte damit eine Wohltat und eine Auszeichnung geboten werden. Oft genug ist es zum Gegenteil ausgeschlagen oder wenigstens so empfunden worden. Der Offizierstellvertreter konnte in seine frühere Stellung zurücktreten, wenn er überflüssig geworden war. Das wurde mit Unrecht als Degradation angesehen und ist später geändert. Der Feldwebelleutnant sollte Offizier sein, wurde aber nicht immer so behandelt, auch blieb er stets im Rang der jüngste. Das empfand er als Zurücksetzung, wenn viele junge Offiziere ihn übersprangen. Der aktive Unteroffizier konnte die Stellung nur schwer erreichen, da sie für ihn an lange Dienstzeit geknüpft war, und für den Frieden nicht beibehalten, da sie dort nicht bestand. Er mußte also verzichten oder später nach Friedensschluß ausscheiden. Vielleicht hätte er auch Schwierigkeiten beim Suchen einer Zivilstellung gehabt. Einer der Feldwebelleutnants hat mir einen Brief geschrieben, worin er den Zusammenbruch darauf zurückführt, daß sie nicht befördert seien. Das ist bezeichnend für die Auffassung und die Stimmung, aber ein zu billiges Rezept gegen den Mißerfolg, denn viele waren zur Beförderung nicht geeignet, andere sind befördert. Ein anderer hatte sich an einen Abgeordneten gewandt mit dem Wunsche, Landwehroffizier zu werden, aber als älterer Mensch und Familienvater hätte er keine Neigung, eine besondere Heldentat zu vollbringen. Das war sehr ehrlich und offenherzig, aber auch ein Urteil gegen sich selbst.

Alle diese Leute konnten wie jeder Mann durch besondere Auszeichnung vor dem Feinde Offizier werden. Es ist auch eine ganze Anzahl dazu befördert. Man hätte indes weitherziger darin sein können. Wer in dem schweren und langen Stellungskriege immer seine Pflicht getan hatte und ein Vorbild für andere gewesen war, der hätte Offizier werden können, wenn er nach Wesen, Auftreten und persönlichen Verhältnissen dazu geeignet war. Alle Grenzen zu überspringen ist aber nicht möglich, und zwar nicht zum wenigsten der Mannschaften halber, die eine scharfe Kritik an den Vorgesetzten üben. Ich hätte vorgezogen, diese beiden Klassen von Vorgesetzten nicht zu schaffen, sondern sich mit dem eingelebten Vizefeldwebel zu begnügen, der der gegebene Vertreter des Offiziers war. Bei Geeignetheit mochte er zum Offizier befördert werden. In jedem Falle wäre aber zu prüfen gewesen, ob man dem Manne dadurch nicht einen Nachteil anstatt einer Auszeichnung zufügte. Mir ist der Fall vorgekommen, daß ein ausgezeichneter Vizefeldwebel darum bat, nicht zum Offizier eingegeben zu werden, da er in seinem späteren Leben dadurch in Schwierigkeiten geraten würde. Zu dieser verständigen Stellungnahme wird nicht jeder, der in gleicher Lage war, geneigt gewesen sein.

Es ist kein Zweifel, daß im Verlauf des Feldzuges bei der Auswahl der Offiziere Mißgriffe vorgekommen sind. Dadurch sind Leute in die Stellung geraten, die nicht hineingehörten. Die Vorgesetzten, deren Urteil bei den Vorschlägen maßgebend sein mußte, waren zu jung und unerfahren. Schon ein alter Kompagniechef hatte Mühe, seine Leute im Stellungskriege im Auge zu behalten. Die kurzen Ruhepausen genügten nicht, um die Anwärter zu beobachten und genau genug kennen zu lernen. Man mußte sich auf die Zeugnisse der Lehrgänge verlassen, die hauptsächlich die dienstlichen Leistungen betrafen und nur ein allge-

meines Urteil über die sonstigen Eigenschaften abgaben. Als die Prüfungen der persönlichen und häuslichen Verhältnisse in der Heimat immer milder gehandhabt wurden, konnte das Ergebnis der Auswahl nicht einwandfrei sein. Da ist es erklärlich, wenn man von den Leuten den Notschrei hörte: „Wir wollen unsere alten Offiziere wieder haben!“ Die lagen tot in der Erde oder krank und verwundet in den Lazaretten oder waren dienstunbrauchbar in der Heimat. Dafür wurden sie später mit Schmutz beworfen und mit Schmähungen und Beleidigungen überhäuft. In der Not des Krieges urteilten über sie ihre Leute anders, die sich unter ihrer Führung sicher gefühlt und gesehen hatten, daß für sie gesorgt wurde.

Trotz mancher Mängel, die jeder lange Krieg im Gefolge hat, genügte das Offizierkorps für die Führung bis zuletzt. Viele Offiziere sind nicht fähig gewesen, die Manneszucht aufrecht zu erhalten. Gewisse Formen lassen sich leicht angewöhnen. Aber zur Aufrechterhaltung der Disziplin gehört militärischer Geist, der sich nur durch Erziehung entwickeln läßt, und die Fähigkeit, ihn auf die Mannschaft zu übertragen. Damit verbunden muß ein gewisses Maß von Menschenkenntnis sein, um jeden Mann richtig behandeln zu können. Vor allem aber ist die Entschlußkraft nötig, seinen Willen mit allen Mitteln durchzusetzen. Dabei darf vor den schärfsten Maßnahmen nicht zurückgeschreckt werden. Weichliche Auffassung in bezug auf Strafen und Anwendung von Waffengewalt, die in der Heimat und bei der Volksvertretung begünstigt und gefördert wurde, hat den größten Schaden angerichtet.

Noch einen Punkt will ich berühren, der aber schwer nachzuprüfen ist. Ich habe nicht den Eindruck gehabt, daß jeder verwundete oder kranke Offizier den Drang gehabt hat, schnell wieder an die Front zu kommen. Es ist erklärlich, daß die Zeit

der Ruhe, Erholung und Genesung nicht gern abgekürzt wird. Auch mag eine zu besorgte ärztliche Aufsicht bisweilen dagegen gewirkt haben. Der Offizier muß aber seine Aufgabe in der Front suchen, sobald er wieder leidlich dazu imstande ist. Ich habe Offiziere gekannt, die selbst nach Verlust von Gliedmaßen bald wieder im Felde erschienen und tapfer weiter kämpften. Das hätte allen zum Beispiel dienen sollen. Ein solcher Geist der Selbstüberwindung und Pflichttreue muß aber das ganze Volk erfüllen, wenn jeder Neuling ihn schon mitbringen soll. Im alten Preußen hat er lange Zeit geherrscht, im heutigen Deutschland ist er während des Krieges nicht überall lebendig gewesen. —

An die Offiziere tritt jetzt die ernste Frage heran, ob sie unter den veränderten Verhältnissen weiter dienen sollen oder nicht. Viele werden glauben, es nicht zu können, um nicht gegen ihre Überzeugung zu handeln. Diese Auffassung muß man achten. Wer sich aber nicht gebunden fühlt, soll in Gottes Namen weiter dienen und sich seinem Vaterlande nicht entziehen. Auch ein treu monarchisch gesinnter Mann kann in einem Freistaat Dienste tun, wie es in Frankreich auch geschieht. Die Unordnung und der Mangel an Manneszucht werden hoffentlich wieder schwinden, da ein Heer nur durch Unterordnung und Gehorsam bestehen kann. Sonst würde es zum zuchtlosen Haufen werden, der den Staat in das Verderben stürzt. Sollte die weitere Entwicklung dazu führen, was kein guter Deutscher wünschen kann, so würde allerdings für einen pflichttreuen und ehrliebenden Offizier in einem solchen Heere kein Raum mehr sein. —

Die alten planmäßig ausgebildeten und erzogenen Mannschaften des deutschen Heeres waren vortrefflich. In ihren gewohnten Verbänden untereinander und mit ihren Offizieren

vertraut, bildeten sie festgeschlossene und zuverlässige Gefechtskörper. Sie besaßen Korpsgeist und hielten auf soldatische Ehre. Nach Verlusten stand zuerst ein Ersatz von gleicher Güte zur Verfügung, obschon die neu aufgestellten Ersatzbrigaden einen Teil desselben in Anspruch genommen hatten. Verwundete und Kranke wurden nach Wiederherstellung den alten Verbänden wieder zugeführt. Diese Einrichtung wurde aber bald durchbrochen. Die bisweilen an einer Stelle eintretenden großen Verluste machten es nötig, jeden verfügbaren Ersatz dorthin zu werfen. Dadurch wurden die Truppenteile mehr oder weniger verändert. Fremde Leute, sogar fremde Stämme gerieten untereinander. Das hätte eigentlich zur gegenseitigen Kenntnis und Verständigung führen müssen, sie vertrugen sich auch gut kameradschaftlich. Aber die Sehnsucht nach den gleichen Gefährten war doch größer, schon die gleiche Art der Sprache heimelte sie mehr an. In Preußen waren früher die Regimenter nach Landsmannschaften zusammengesetzt und die Korps fielen mit den Provinzen zusammen, aus denen sie den Ersatz erhielten. Das hatte einen sehr guten Einfluß gehabt. Einer achtete auf den andern und alle wußten, daß ihr Leben und Betragen als Soldaten zu Hause bekannt wurde. Nach der Verschiebung der Bevölkerung durch die Zunahme der Industrie konnte dieser Grundsatz nicht mehr aufrecht erhalten werden. Aus den verschiedensten Landesteilen mußten dünner bevölkerte Gegenden mit Ersatz versehen werden. Die Vermischung würde nichts geschadet haben, wenn ein nationales Bewußtsein überall vorhanden gewesen wäre. Aber in diesem großen deutschen Kriege fehlte es noch. Ein Schwabe, Bayer oder Badener konnte in einer preußischen Truppe ganz fremd sein und umgekehrt. In der Mannigfachheit der deutschen Stämme liegt eine große kulturelle Kraft, aber auch ein Hindernis, wenn es auf Zusammenfassung

des Ganzen ankommt. Die Zusammengehörigkeit der Stämme ist gegen Ende des Krieges wieder hergestellt, da sie von vielen Seiten gefordert wurde. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Truppe auch innerhalb desselben Stammes war aber nicht innezuhalten. Manche Leute sind nach Verwundungen und Krankheiten mehrfach versetzt. Dadurch sind Härten entstanden. Frühere Verdienste wurden nicht beachtet, und die Leute mußten sich ihre Stellung immer wieder von neuem erringen. Ebenso ging es ihnen mit der Anwartschaft auf Urlaub. Jeder Versetzte sollte zwar mit allen Vorgängen dem neuen Truppenteil übergeben werden, das hatte aber oft seine Schwierigkeiten. Es brauchte nur der Feldwebel auszufallen, der die Kriegsstammrollen und Urlaubslisten führte, oder es kamen neue Vorgesetzte, denen die Leute unbekannt waren, oder die Listen gingen durch Kampf, Geschoßwirkung oder Brand verloren. Eine Überweisung von den verschiedenen entfernten Schauplätzen zu einem andern ging auch nicht immer glatt vor sich, besonders wenn sie den Weg über Lazarette oder Ersatztruppen nehmen mußte. Dem oberflächlichen Kritiker sind die gewaltigen Schwierigkeiten bei den riesigen Maßverhältnissen dieses Krieges nie zum Bewußtsein gekommen.

Aber alle Unannehmlichkeiten wurden ertragen, solange der alte gute Ersatz überwog. Nachteiliger wirkte der Nachschub aus dem ungedienten Landsturm. Es ist erklärlich, daß ein Landsturmmann von vierzig Jahren nicht mehr die Anpassungsfähigkeit der Jugend besitzt. Er empfindet den Zwang und die ungewohnten Anstrengungen der Ausbildung besonders schwer. Das Ausbildungspersonal kennt durch den Frieden nur eine Ausbildungsart und soll auch aus diesen älteren Leuten brauchbare Soldaten machen. Es ist nicht möglich, daß es plötzlich neue Wege der Ausbildung beherrscht. Da kommen dann die Klagen

über öden Drill und Leuteschinderei. Ein Mittel gibt es gegen diesen Mißstand. Man bilde alle brauchbaren Leute in der Jugend aus. Auch die unbrauchbaren sind immer wieder nachzuprüfen und heranzuholen, denn im Kriege hat sich herausgestellt, daß viele von ihnen im vorgeschrittenen Alter brauchbar werden. Man braucht dabei gar nicht ängstlich zu sein; die Anforderungen an die Tauglichkeit sind während des Krieges ohne Schaden herabgesetzt. Manche Schwächen der Stubenhocker und um ihre Gesundheit besorgten Zärtlinge sind sogar durch den Kriegsdienst geheilt.

Einen ungünstigen Zuwachs boten auch die aus der russischen Gefangenschaft Heimgekehrten. Sie bildeten sich ein, nicht mehr zum Dienst an der Front verpflichtet zu sein. Die aus der französischen Gefangenschaft zurückkommenden Leute genossen diese Vergünstigung, da bei den Abmachungen mit Frankreich beide Teile die Bedingung eingegangen waren, die ausgetauschten Gefangenen nicht wieder an der Front zu verwenden. In Rußland hatten englische und französische Agenten unseren Gefangenen vorgetäuscht, sie dürften auch nach ihrer Rückkehr in die Heimat nicht wieder an die Front gehen, ohne Gefahr zu laufen, bei neuer Gefangennahme erschossen zu werden. Es war daher nicht leicht, ihnen klar zu machen, daß sie zu weiteren Diensten an der Front verpflichtet seien. Viele von ihnen suchten sich daher einer Überführung zur westlichen Front zu widersetzen. Das geschah auch von manchen Truppen, die geschlossen vom Osten nach dem Westen überführt wurden, weil sie wußten, daß der Krieg im Westen kein Kinderspiel war. Die vielen Unruhen auf den Bahntransporten im letzten Kriegsjahre waren böse Zeichen. Hier hätten die Vorgesetzten ganz anders eingreifen müssen; ein abschreckendes Beispiel würde Wandel geschaffen haben. Aber es fehlten die alten Frontoffiziere und die jungen wußten sich

nicht zu helfen. Da diese Widerspenstigen meist altgediente Leute waren, so fügten sie sich wieder in die Manneszucht, sobald sie an der Front angekommen waren. Viele schämten sich sogar ihres unmilitärischen und unbotmäßigen Betragens. Ich weiß von einer Kompagnie, die ebenfalls gelärmt, getobt und geschossen hatte und deswegen nach Abnahme der Waffen von einer anderen Truppe durch einen Ort geführt werden sollte. Da baten die Leute, man möchte ihnen diesen Schimpf nicht antun, und sie betrugen sich sofort wieder als ehrliebende Soldaten.

Den schlimmsten Einfluß haben die jüngsten Jahrgänge gehabt. Diese jungen Leute waren bei Ausbruch des Krieges kaum der Schule entwachsen. Sie entbehrten meist der väterlichen Zucht, verdienten bald viel Geld und verfielen der Aufreizung und Verhetzung. Die zahlreichen Ausgekämmten, die bisher vom Dienste freigeblieben waren, traten zu den Jugendlichen hinzu und bildeten mit ihnen die zügellosen und widerspenstigen Bestandteile der Truppen. Mancher Regimentskommandeur hat mir gesagt, daß die alten Leute ihre Pflicht täten und durchhalten wollten, aber den jungen sei nichts heilig und sie spotteten über alles. Aus ihnen stammten in erster Linie die Verbrecher, die im Gefecht nicht standhielten, aber auf dem Rückzuge durch Belgien mit den Feinden Brüderschaft machten, ihre Waffen verkauften und plünderten. Es gab natürlich auch Ausnahmen unter ihnen, aber sie gewannen keinen Einfluß. Nun waren die alten Leute auch nicht alle Tugendbolde, denn es gab vor Einstellung der jungen auch schon Fahnenflüchtige, Überläufer und Verbrecher, aber die guten Leute überwogen, wenigstens in der Front. In der Etappe war die Zucht gelockert, da sich hier fremder Einfluß am leichtesten geltend machen konnte. Gewöhnlich beschuldigt die Front die Heimat, daß diese allein die Schuld trage an dem Niedergange der Armee. Gewiß hat sie

durch ihre traurige Haltung vieles verschuldet. Der Fehler lag aber bei beiden. Wir wissen heute aus dem Munde der Unabhängigen, daß sie schon 1916 begonnen haben, das Heer zu bearbeiten. Die Früchte zeigten sich bei den Beurlaubten, Kommandierten und Kranken, die das Volk in der Heimat ebenso ungünstig beeinflußten, wie dies durch die Heimat in bezug auf das Heer geschah. Mancher Vaterlandsfreund hat mir Mitteilungen über die aufreizenden oder niederdrückenden Reden der Urlauber gemacht, leider ohne Angabe der Personen, die ihm wohl selbst unbekannt waren. Sogar einzelne Offiziere haben sich nicht gescheut, die Stimmung zu Hause herabzudrücken, besonders wenn an der Front Mißerfolge eingetreten waren. Daheim empfingen sie keine Aufmunterung und Erhebung, sondern hörten nur Klagen und Verwünschungen. Da war die Beeinflussung eine gegenseitige. Daher ist eine einseitige Beschuldigung unberechtigt; die Schuld war allgemein. Aber die größte Schuld lag bei den jungen Leuten. Man kann fragen, weshalb sind sie bei den Ersatztruppen nicht besser erzogen? Eine verdorbene Gesinnung läßt sich nicht so schnell ändern; die Zeit war zu kurz; die Heimat bot kein würdiges Vorbild und auch bei den Ersatztruppen lagen Mängel vor. Sie waren immer wieder ausgekämmt und hatten alles Brauchbare zur Front senden müssen, so daß bisweilen Rückkommandierungen von dort stattfinden mußten. Es wurde versucht, die Rekruten in Ausbildungslagern hinter der Front allen bösen Einflüssen zu entziehen und ihnen kriegsgeübtes Lehr- und Aufsichtspersonal zu geben. Aber auch hier fand fremder Einfluß Zutritt. Man muß sich wundern, daß die gut gesinnten alten Leute der unreifen und zügellosen Jugend nicht Herr geworden sind. Sie waren wohl müde und stumpf geworden. Wir sehen in der Heimat ein ähnliches Bild. Junge Burschen mit und ohne

Uniform lungern umher und machen sich in den Straßen breit, während die alten und gereiften Leute beiseite stehen. —

In dem Verhalten der Truppen zu Beginn und am Ausgange des Feldzuges zeigen sich große Gegensätze. Anfangs stürmte die Infanterie unaufhaltsam vorwärts. Die Artillerie konnte nicht mehr offen und in dichten Massen auffahren, ohne sich der Vernichtung auszusetzen. Sie mußte verdeckt und in vielen Gruppen in Feuerstellung gehen und künstliche Verbindungen zwischen den Gruppen und Kommandostellen herrichten. Das kostete viel Zeit. Dieses Verfahren war in der Waffe, aber noch nicht im ganzen Heere eingelebt. So kam es, daß die Infanterie die Artillerievorbereitung nicht immer abwartete. Große Anstrengungen und Verluste waren die Folge. Aber die alten Truppen trugen sie heldenmütig. Der herrschende Geist zeigte sich in vielen kleinen und großen Zügen. Traf man die Verwundeten, so konnte man von ihnen den Wunsch hören, bald wieder hergestellt zu werden, um schnell zur Truppe zurückkehren zu können. Im Gefecht riefen die Leute ihren Offizieren zu: „Herr Leutnant, laufen Sie nicht so weit vor! Sie werden nur abgeschossen. Bleiben Sie in der Schützenlinie, wir kommen doch alle mit." Nach einem Gefecht südlich Longwy traf ich den Kaiser in einem eroberten Dorfe. Die Soldaten umringten seinen Kraftwagen in dichtem Haufen, so daß ich kaum zu ihm gelangen konnte. Sie warfen ihm Blumen aus den Dorfgärten in den Schoß und suchten seine Hände zu fassen. Wo sind diese tapferen und treuen Leute geblieben? Sind sie alle gefallen oder haben sie ihren Sinn geändert?

Der Reitersmann war damals noch zu Pferde. Die feindlichen Reiter hielten ihm nicht stand, sondern wichen aus. Der Pionier kämpfte mit dem Infanteristen Schulter an Schulter und ebnete ihm die Wege über alle Hindernisse. Die Soldaten

waren Männer, die ihre Pflicht kannten und alle Mühen auf sich nahmen, ohne zu zaudern. Damals gab es keine Klagen. Die Verpflegung aus den Feldküchen mundete und dem Offizier wurde sein besonders zubereitetes Essen nicht geneidet. Allerdings lieferte die Heimat viele Gaben, so daß niemand zu kurz kam. Auch in den ersten Zeiten des Stellungskampfes war es nicht anders. Die Truppen hielten vieltägiges Trommelfeuer aus, ohne zu wanken, und schlugen nachfolgende Angriffe einer Übermacht mit Sicherheit ab. Später änderte sich vieles. Die Sendungen aus der Heimat nahmen ab. War der Offizier im Schützengraben froh, mit den Mannschaften zugleich verpflegt zu werden, so hatten doch die Stäbe und die rückwärts liegenden Offiziere noch besondere Küchen. Das erweckte allmählich Neid und Mißtrauen, die Offiziere würden vorzugsweise beliefert. In sozialdemokratischen Versammlungen dienen noch heute Speisezettel aus Offiziersküchen der Agitation. Man könnte die Genüsse der Arbeiter entgegenhalten, die sie sich durch ihre hohen Löhne leisten konnten, während die Mehrzahl des Volkes darben mußte. Der Soldat erhielt wenigstens ausreichende Kost. Aber die gleiche Nahrung, die jahrelang bei geringer Abwechslung gereicht wird, erweckt schließlich Abneigung. Es versuchte natürlich jeder Soldat in seiner Art, sich Genüsse zu verschaffen, aber vieler Mittel reichten nicht weit und der Vergleich mit Bessergestellten steigerte den Neid. Er trat auch zwischen die Leute selbst. Die Landkinder erhielten immer noch Sendungen aus der Heimat; das nahmen die Städter übel. Sie haben übrigens oft genug miteinander geteilt. Die Offiziere hätten vielleicht ein gutes Beispiel geben und auf eigene Beköstigung verzichten sollen. Aber darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Die Engländer haben immer Wert darauf gelegt, daß Leute mit höheren Pflichten auch besser verpflegt werden müßten. Unsere

Gleichmacher denken anders; sie nehmen lieber für sich etwas voraus, als daß sie es anderen gönnen, wie jetzt oft genug zu sehen ist. Höhere Pflicht und Verantwortung scheint bei uns nicht mehr bewertet zu werden. Als ich einmal im Reichstage erwähnt hatte, daß ich vom Felde nie beurlaubt gewesen sei, meinte der Abgeordnete Ebert, ein kommandierender General habe es auch nicht so schwer wie der einfache Soldat und könne es leichter aushalten. Die Verantwortung für das Leben und Ergehen vieler Tausende und für das Wohl und die Ehre des Vaterlandes schien ihm damals nicht schwer zu wiegen. Hoffentlich hat er jetzt darüber anders denken gelernt. Aber es war Brauch und Absicht der Sozialdemokratie, alles herabzusetzen, was den Offizier auszeichnete.

Die angekränkelte Stimmung im Heere ist ohne Zweifel weiter herabgedrückt durch die Klagen der Heimat. Ich habe mich meines Volkes oft geschämt, wenn ich die Unzufriedenheit sehen und das Gejammer hören mußte, und damit die Geduld der Franzosen verglich, die Schlimmeres zu tragen hatten. Jetzt hat unser Volk diese Rolle übernehmen müssen, weil es zu schwach war, eine erträgliche Bürde auf sich zu nehmen. —

Unter den vielen bösen Einflüssen sank der Kampfesmut der Truppen in sehr verschiedenem Grade. Viele Divisionen litten wenig darunter und behielten noch lange Zeit den alten Wert, während andere versagten. Die Infanterie hatte im allgemeinen das mutige Vorwärtsstürmen verlernt und blieb an die Artillerie und ihre Wirkung gebunden. Diese Waffe wurde fortgesetzt vermehrt; immer schwerere und wirkungsvollere Geschütze traten in den Kampf. Alle Abwehrmittel gewannen vor den Angriffsmitteln Bedeutung. Das pflegt bei langen Kriegen immer der Fall zu sein. Bei den Feinden zeigten sich dieselben Erscheinungen. Sie griffen nicht mehr an, wenn die Maschinengewehre

noch feuerten. Ihre Panzerwagen vermochten noch Eindruck zu machen, wenn sie überraschend auftraten. Sobald unsere Leute den Kopf oben behielten, wurden sie auch dieses gefährlichen Angriffsmittels noch Herr. Der Halt der Truppen litt aber weiter, je mehr der junge und minderwertige Ersatz eindrang. Hatten sie früher tagelanges Trommelfeuer und nachfolgenden Angriff sicher ausgehalten, so konnte jetzt schon das Trommelfeuer bisweilen ihre Standhaftigkeit erschüttern. Trotz alledem war die Kampfkraft noch nicht gebrochen. Die großen Erfolge im Sommer 1918 beweisen es. Es war die letzte große Leistung, die nicht wiederholt werden konnte. Man mußte sich mit der Abwehr begnügen. Auf die Heeresleitung mußte es einen tiefen Eindruck machen, als eine unserer Armeen von den gegenüberstehenden feindlichen Stellungsdivisionen, also von annähernd gleichen Kräften ohne besondere Reserven, zurückgedrängt wurde. Da kam in Spaa der Gedanke an den Waffenstillstand. Die unmenschlichen Bedingungen der Feinde, die an altorientalische Sieger, aber nicht an Kulturvölker erinnerten, riefen die Absicht zum Widerstande wieder hervor. Aber die erhoffte Erhebung des ganzen Volkes blieb aus, und der Verrat im eigenen Lande durchschnitt dem Heere die Lebensadern.

Es ist eine seltsame und traurig stimmende Erscheinung, daß der Umsturz von Truppen der Marine ausgegangen ist. Schoßkind des Volkes und seiner Vertreter, Schöpfung des Kaisers, die uns zur Weltmacht führen sollte, ist sie trotz der tapferen U-Bootleute und vieler anderer guten Elemente ein Herd der Verschwörung und des Verrats geworden. Manche Teile von ihr hatten Jahre ohne Kampfestätigkeit durchlebt. Das ist Gift für sie gewesen. Als sie fürchteten, noch einmal in den Kampf geführt zu werden, meuterten sie. Es ist das schwärzeste Blatt in unserer Geschichte. Wenn man einmal ruhig und ohne

Vorurteil diese Zeit betrachten wird, so wird man die Täter verdammen, ohne sich durch die Redensarten von den Errungenschaften der Revolution verblenden zu lassen. Jetzt jubelt noch die Masse über die vermeintliche Freiheit, aber Deutschland ist niemals unfreier gewesen als jetzt. Schon erheben einfache Soldaten ihre Stimme und nennen die Handlung der aufrührerischen Matrosen unumwunden Verrat. Und alte Angehörige der Marine haben mir gesagt, daß sie einem Marineverein nicht beitreten würden, weil sie sich schämten. Man kann nicht annehmen, daß die Verräter allein und aus eigenem Antriebe gehandelt haben. Ihr Plan war gut vorbereitet. Andere Kräfte müssen dahinter gestanden haben, die der Klugheit und Überlegung nicht entbehrten. Auch darüber wird hoffentlich einmal Licht verbreitet werden. Kein Wunder, daß die Engländer sagen, die Matrosen seien dem Heere in den Rücken gefallen, und daß die Franzosen spotten, es sei die reine Köpenickiade gewesen. Nur handelte es sich nicht um den Ruf der guten Stadt Köpenick, sondern um die Ehre und den Bestand des deutschen Reiches. Es ist traurig genug, daß sich die wenigen und meist nicht vollwertigen Truppen im Lande schwach gezeigt und der Bewegung angeschlossen haben. Sie und die vielen, die den Meuterern zugejubelt haben, werden an den Folgen zu tragen haben bis auf Kinder und Kindeskinder. Das Lied von der deutschen Treue ist zum Spott geworden. Die Treue ist gebrochen, aber Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. —

Die Bundesgenossen.



Österreich schien durch Gewohnheit, Überlieferung und durch die Person des alten Kaisers noch lebensfähig. Für ein veraltetes Staatengebilde galt es schon längst. Der Anstoß zum Weltkriege wurde in den neuen Kronländern und von den Serben gegeben. Als ich diese Länder vor zwanzig Jahren kennen lernte, schienen die serbischen Einwohner froh zu sein über ihre Befreiung von der türkischen Herrschaft und keine Sonderziele zu verfolgen. Die ebendorthin strömenden Kroaten boten ihren andersgläubigen Volksgenossen ein Gegengewicht, das von der Regierung und der katholischen Kirche unterstützt wurde. Die Gegensätze zeigten sich durch kleinliche Kämpfe, die von den Kroaten ausgingen. Lächerlich wirkte der Streit um die Bezeichnung der Sprache. Sie hieß seit altersher serbisch-kroatische Sprache. Dadurch fühlten sich die Kroaten verletzt, weil ihr Name an zweiter Stelle stand.

In den neuen Ländern war manches Kulturwerk durch die kraftvolle und rücksichtslose Art der Ungarn geschaffen, wenn auch mit etwas orientalischem Anstrich. Nach ihrer Darstellung sollte die Regierung viel für die Bildung der Serben durch Schulen tun. Die weitere Entwicklung konnte ich nicht verfolgen. Da lenkte der Mord von Serajewo plötzlich aller Augen auf diese Gebiete und ihre Bewohner. Ob er notwendigerweise hätte zum Kriege und zu unserer Teilnahme an ihm führen müssen, ist heute müßig zu erörtern.

Für den Soldaten war zu rückwärts gerichteten Betrachtungen keine Zeit. Der Krieg war da! In Österreich wurde er zunächst recht leicht genommen. Es herrschte dort dieselbe Gleich-

gültigkeit und Unkenntnis in großen politischen Angelegenheiten wie bei uns. Die leichte Lebensauffassung schien für den Ernst des Lebens keinen Raum zu lassen. Ich habe im Prater einer Operettenvorstellung beigewohnt, die alles Mögliche selbst nach Berliner Begriffen übertraf. Dabei bestand der Zuschauerkreis aus Bürger-, Beamten- und Offiziersfamilien, die sich mit ihren Töchtern dabei prachtvoll unterhielten und Beifall klatschten, während ich glaubte, mich entfernen zu müssen. Die jungen Offiziere sagten bei Ausbruch des Krieges: „Der Franz Joseph hat noch jeden Krieg verloren, er wird auch diesen verlieren." Die Auffassung, „wenn wir untergehen, wollen wir fesch untergehen", ist bekannt. Viele Truppen waren gut, besonders deutsche und ungarische. Aber die nationale Zersetzung trat darin hervor, daß sogleich bei Beginn des Krieges Offiziere in höherer Stellung des Landesverrats überführt wurden. Unsere Offiziere und Mannschaften haben über die mit und neben ihnen kämpfenden Österreicher oft harte Urteile gefällt. Deutschösterreicher haben sich bei mir beklagt, daß unsere Truppen in ihrer Abneigung keinen Unterschied zwischen Slaven und Deutschen machten. Sie kannten die auseinander strebenden Völker nicht; was österreichische Uniform trug, galt ihnen als Österreicher, wie sie in Deutschland nur Deutsche kannten. Die Abneigung steigerte sich bis zum Haß, besonders bei den Gefangenen in Rußland. Sie befanden sich mit den österreichischen Gefangenen meist in denselben Lagern und verschwanden in deren Menge. Wenn das schwedische Rote Kreuz unseren Gefangenen die von uns übersandten Gaben brachte, konnte es sich der „Österreicher" nicht erwehren und mußte ihnen auch abgeben, um nicht beraubt zu werden. Auch nahmen die Tschechen den Unseren ihre Liebesgaben fort. Das hat den Haß besonders geschürt. Auch unsere Einzelkommandos in Galizien und Ungarn waren durch den Wider-

stand bei Lieferung oder Kauf von Lebensmitteln nicht gerade freundlich gestimmt. Die Abneigung richtete sich natürlich auch bisweilen gegen Unschuldige, was sehr zu bedauern war.

In dem österreichisch-ungarischen Heere zeigten sich die üblen Erscheinungen eines längeren Krieges sehr früh. Ich sehe dabei ganz ab von der Unzuverlässigkeit der slavischen Teile, die allgemein bekannt ist. Viele Offiziere und Soldaten trieben sich hinter der Front und in der Heimat umher. Der Front waren ohnehin durch Besetzung aller möglichen rückwärtigen Stellen viel mehr Kräfte entzogen, als bei uns für gleiche Zwecke nötig gehalten wurden. Die Manneszucht wurde schlecht, da nach dem berühmten Erlaß des Kaisers Karl noch weichlicher verfahren wurde als bei uns. Zu spät wurde versucht, durch Wiedereinführung der strengen Strafen Wandel zu schaffen. Es kam schließlich so weit, daß zu einem Rennen bei Wien sich mehrere tausend Offiziere ohne Urlaub von der italienischen Front entfernten. Die mir genannten Zahlen der Drückeberger waren so hoch, daß ich sie nicht glauben konnte. Hohe Offiziere und viele andere Österreicher bezeichneten die zahlreichen Juden unter den Offizieren und Mannschaften als den Krebsschaden der Truppen. Die Judenfrage hat bei uns im Heere trotz allem Lärm kaum eine Rolle gespielt. Sie wird sie aber wahrscheinlich in Zukunft spielen. Ich bin kein Judenfeind und werde meine jüdischen Mitkämpfer immer als Kameraden begrüßen. Für die Erziehung der Truppe halte ich sie aber nicht geeignet. Sie haben einen uns fremden Geist, dem wir in vielen Stücken widersprechen müssen. Ein höchst ehrenwerter Jude, der guter Deutscher sein wollte, hat mir geklagt, daß auch die besten Leute seines Volkes immer nach den vielen üblen Stammesgenossen beurteilt würden. Niemand wird die Tragik im Leben der Juden verkennen, aber nach ihrer eigenen uralten Auffassung, die schon

der Hohepriester ausgesprochen hat, ist es besser, daß einer leidet, als daß das ganze Volk beeinträchtigt wird. Die Ereignisse beim Umsturz des deutschen Reiches werden die Abneigung gegen die Juden eher verstärken als abschwächen. Ihr Einfluß ist bei uns viel größer, als ihnen nach Wert und Zahl zukommt. Ich will nicht auf ihre internationalen Beziehungen und ihre oft recht lockere Verbindung mit dem zufälligen Vaterlande eingehen. Es gibt Juden, die Deutsche und sogar Preußen sein wollen. Dagegen ist mir von der Tochter des Abgeordneten Cohn erzählt, daß sie in einem Aufsatz über das Vaterland geschrieben hat: „Ich habe kein Vaterland." Ob die Geschichte wahr ist, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß ihr Vater und seine Genossen sich an dem deutschen Vaterlande aufs ärgste versündigt haben und noch versündigen.

Die Juden und ihre Freunde stellen mit Vorliebe die Religion als Grund der Abneigung hin, um sie desto verwerflicher erscheinen zu lassen. Das ist eine Irreführung. Der altgläubige Jude erfreut sich gerade bei religiösen Christen der größeren Achtung, auch haben beide die Bücher des alten Testaments gemeinsam. Daher kann die Religion nicht die Abneigung bedingen; der Aberglaube hat es einmal vor Zeiten getan, nicht aber die Religion. Das Trennende ist und bleibt die Stammeseigenschaft. Die Abneigung gegen das Fremdartige wird allerdings bei manchen Christen, auch bei Mitgliedern des Adels und bei Offizieren, durch die Neigung zum Gelde überwunden, indem sie reiche Jüdinnen heiraten. Daß arme Jüdinnen auch bei äußeren und inneren Vorzügen von solchen geheiratet würden, liest man vielleicht in Romanen, erlebt es aber kaum in der Wirklichkeit.

Die deutschen und österreichischen Juden können nicht ohne weiteres einander gleichgesetzt werden, schon wegen der Zahl nicht. Deutsche Juden werden kaum nach Galizien, Un-

garn und den Balkanprovinzen auswandern, während von dort ein ständiger Zuzug nach Deutschland, besonders nach Berlin stattfindet. Unseren Juden mag dieser Zuwachs sogar oft unangenehm sein. Von einem habe ich nach der Einrichtung des Königreichs Polen und bei der Aussicht der Angliederung Litauens an Deutschland die Besorgnis erfahren, daß sich von dort ein starker Strom der Juden nach Deutschland und Berlin ergießen würde. „Sie fressen uns zuerst auf; wenn sie kommen, werde ich Christ!“ war sein Schluß. Ein ungarischer Jude hat mir gesagt, er und seine Volksgenossen fühlten sich zuerst als Magyaren und nicht als Juden. Ob das richtig ist, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls pflegten sich österreichische Offiziere, die nach ihrem Äußeren Juden zu sein schienen, mit Vorliebe als „Ungarn“ zu bezeichnen. Ich habe keinen Überblick über die Zahl der Juden im österreichischen Heere und muß mich an das Urteil der österreichischen Führer halten. Danach müssen sie einen großen Einfluß auf das Wesen des Heeres gehabt haben. —

Der österreichisch-ungarische Offizier war meist ein liebenswürdiger und gewandter Mensch. Das darf nicht über seine Leichtlebigkeit und Leichtfertigkeit hinwegtäuschen. Bei jungen Leuten ist solches Wesen verständlich. Es fand sich aber auch mit allen Auswüchsen bei Leuten, die gereift und zuverlässig sein sollten. Man behauptet nicht mit Unrecht, daß der Orient bei Wien anfängt. Seine bekannten Eigenschaften, Bestechung und Käuflichkeit, sind dort nicht fremd. Sie reichen bis in die höchsten Stellen hinauf. Böse Zungen behaupteten sogar, daß Kaiser Karl fremdem Gelde nicht abgeneigt gewesen sei.

Wer mit österreichischen Unterhändlern zu tun hat, wird sie als gewandte und unbequeme Leute erkennen. Sie verstehen ihnen nicht zusagende Dinge wie die echten Orientalen zu

verschleppen und den Abmachungen willkürliche Deutung zu geben. Darin werden sie noch übertroffen von den Magyaren, die unerzogenen Kindern gleichen. Bekommen sie ihren Willen, so sind sie artig und liebenswürdig. Kann man ihre Forderungen mit dem besten Willen und Gewissen nicht erfüllen, so werden sie ungezogen.

Es war eine beliebte Art, in Wien zu schreien: „Wir sind am Ende", sobald man dort etwas haben und einen Druck auf Deutschland ausüben wollte. Was haben wir trotz eigener Not nicht alles dorthin geliefert! Dennoch hetzten die österreichischen Zeitungen und stellten es so hin, als nähmen wir von ihnen. Als der von unseren Sozialdemokraten so stürmisch begrüßte, große Streik dort ausbrach, warfen selbst heimische Blätter der Regierung vor, sie habe den Streik unterstützt oder gar hervorgerufen, um auf Deutschland einen Druck auszuüben. Ich habe mehrfach ein kräftigeres Vorgehen gegen Österreich gefordert. Darauf ist mir einmal die Antwort geworden: „Österreichs Schwäche ist uns gegenüber seine Stärke!" So waren leider alle unsere Bundesgenossen beschaffen. Man fürchtete ihren Abfall. Ohne Grund war diese Sorge nicht, seitdem Kaiser Karl regierte und die Kaiserin ihn regierte. Er war ein schwacher Fürst, den man schließlich nicht für ernst nahm. Man hatte ihm bei seinem Regierungsantritt geschmeichelt. Die hohe Geistlichkeit hatte ihn als den wahrhaft apostolischen Kaiser bezeichnet. Der alte Gegensatz zwischen dem evangelischen preußischen Könige und dem katholischen Kaiser tauchte im Hintergrunde auf. Verhandlungen mit den Feinden gingen in Wien hin und her. Der Kaiser bezeichnete Hindenburg und Ludendorff in Gesprächen als Schweine. Selbst in Wien machte man sich über ihn auf offener Straße lustig. Obschon er zu jeder Entsagung bereit war, wenn er nur Kaiser bliebe, hatte er wie die Kaiserin

den glühenden Wunsch, die Krone Polens auf seinem Haupte zu sehen. Von einem solchen Verbündeten war nichts zu erwarten. —

Von den Ministern habe ich Czernin und Burian flüchtig, den Kriegsminister von Stoeger-Steiner näher kennen gelernt. Dieser war ein vornehm denkender, ehrenfester Mann von unantastbarem Charakter, mit dem man gern zu tun hatte. Er konnte aber die Schäden in der Armee nicht mehr wandeln; es war zu spät. Burian machte den Eindruck eines geraden, fast derben Mannes. Was dahinter saß, habe ich keine Gelegenheit gehabt kennen zu lernen. Unsere Vertreter hielten ihn für zähe und starrsinnig. Czernin galt für einen klugen und verschlagenen Diplomaten. Er mochte wohl etwas mehr bedeuten als seine Zunftgenossen, doch steht mir darüber kein Urteil zu. Die mir bekannt gewordenen Verhandlungen der beiden Diplomaten drehten sich um Polen. Kaiser Karl hatte unserem Kaiser vorgestellt, daß zur Gewinnung des deutschen Übergewichts in Wien die Polen durch die Vereinigung Galiziens mit der Krone Polen entfernt und gefesselt werden müßten. Ich bezweifle, daß der Plan von ihm stammte. Mir ist er immer als Schachzug erschienen, die Krone Polen für den Kaiser von Österreich zu gewinnen. Die Sorge, daß Galizien nach Wiederherstellung des Königreichs Polen auf die Dauer nicht zu halten sei, mag mitgespielt haben. Als sich Polen zu Deutschland zu neigen begann, schien man in Wien zu entsagen. Ein österreichischer Erzherzog sollte König von Polen werden unter Anlehnung an Deutschland. Als alles geordnet schien, verzichtete der Erzherzog auf Befehl des Kaisers. Die Mache liegt klar zutage.

Unser Kaiser war anfänglich dem Vorschlage des Kaisers Karl geneigt. Als aber Österreich immer wieder Schwierigkeiten machte und Polen Anschluß an Deutschland zu suchen schien,

sagte er sich von dem Plane los. Er verkannte die Gefahr nicht, die Deutschland durch Umklammerung von einer großen polnischen Macht unter österreichischer Oberhoheit lief. In Österreich hat man den Plan immer festgehalten. Auch als Deutschland seine Zustimmung verweigerte, blieb Burian hartnäckig darauf bestehen.

Czernin hat nach seiner Entlassung noch einmal versucht, seine Ansicht in der polnischen Angelegenheit in Deutschland vorzubringen. Seine Mittelsperson wandte sich an mich, da sie wohl nicht wußte, welchen Weg sie einschlagen sollte. Czernins Ansicht lief auf einen Ausgleich hinaus, der kaum lebensfähig sein konnte. Er glaubte, wir würden den Krieg durch Österreichs Schuld verlieren, weil Kaiser Karl um jeden Preis im Herbst (1918) Frieden wolle. Er sah die einzige Rettung in der Stärkung der österreichischen Deutschen durch Herausdrücken der Polen. Deutschland sollte von Polen nehmen, was es nötig hätte, den Rest wollte er mit Galizien unter einem reichsdeutschen Statthalter vereinigt sehen. Die endgültige Regelung sollte erst beim Friedensschluß erfolgen und wenn Deutschland Bürgschaft hätte, daß sich die Politik Österreichs in Anlehnung an Deutschland bewege. Er, Czernin, hielte einen Bruch mit Deutschland für die größte Gemeinheit und für den größten Schaden Österreichs. Seine Ansicht wollte er auch dem Kaiser Karl gegenüber vertreten.

Ein anderer Gewährsmann aus der Umgebung des Kaisers Karl bestätigte, daß der Kaiser auf alle Fälle Frieden schließen wolle. Verhandlungen mit der Entente fänden fortgesetzt statt, und ihr Geld flösse reichlich nach Österreich. Er sah das Heil bezeichnenderweise in einer stärkeren Bestechung Österreichs durch Deutschland. Czernin hielt er für erledigt; der Kaiser sollte von ihm nichts wissen wollen. —

Ungarns Begeisterung für Deutschland ist bald in das Gegenteil verkehrt. Die Befreiung von der russischen und rumänischen Gefahr ist schnell vergessen. Die Eitelkeit suchte sogar die deutsche Hilfe herabzusetzen und dafür die ungarische Tapferkeit unterzuschieben. Hatte sich Ungarn früher bereit erklärt, an Deutschland, aber nicht an Österreich, Getreide und Vieh zu liefern, so wurden jetzt die Abschlüsse mit ihm immer schwieriger. Sie wurden nicht innegehalten und immer wieder mit neuen Forderungen verknüpft. Dann kamen die Verleumdungen in den Zeitungen wie in Österreich, ohne daß von unserer Seite dem kräftig entgegengetreten wurde. Aus Rumänien und der Ukraine waren Österreich-Ungarn Vorzugslieferungen an Getreide zuungunsten Deutschlands zugebilligt, die später ausgeglichen werden sollten. Dazu ist es nie gekommen. Man hatte sogar die Dreistigkeit, unsere Transporte in Ungarn festzuhalten und selbst zu verwerten. Schließlich endete es mit offener Feindschaft und ausgesprochener Treulosigkeit. Sie haben ihren Lohn dahin. Er ist ihnen beim Einrücken der Entente schneller geworden, als man erwarten konnte. —

Wie es mit den Deutschen Österreichs wird, ist noch unklar. In Wort und Lied ist nach Errichtung des deutschen Reiches beklagt, daß sie außerhalb des neuen Staatsgebildes geblieben waren. Heute, wo das Reich zerbrochen ist, kommen sie vielleicht als die letzten hinein. Sie werden, ebenso wie wir, vieles abtun und hinzulernen müssen. In der Zerrissenheit und Uneinigkeit waren sie uns leider gleich. Durch ihren Hinzutritt würde die katholische Bevölkerung Deutschlands stark zunehmen und die innerpolitische Lage verschoben werden. Das ewige Rom wird seine Hände im Spiel haben und aus dem allgemeinen Wirrwarr Nutzen zu ziehen suchen. Alte Beziehungen zu Süddeutschland sind noch vorhanden. Dessen wachsender Einfluß würde vielleicht noch vermehrt werden.

Was für Gebilde aus Österreich-Ungarn entstehen mögen, sie werden uns nicht freundlich sein. Darin stimme ich Kühlmann zu, daß wir mit Rußland wieder auf irgendeine Weise ins Reine kommen müssen, sobald es die dortigen Verhältnisse zulassen. Das wird für unsere Zukunft um so wichtiger sein, wenn ein großpolnischer Staat entsteht. Für die polnische Gefahr hatten die süddeutschen Staatsmänner gar kein Verständnis. Sie hatten sie nicht am eigenen Leibe gespürt. Heute sind sie vielleicht durch die Ereignisse besser belehrt. Ein betrübendes Zeichen war es, daß Deutschland nicht einmal imstande war, die polnischen Bestrebungen im eigenen Lande zurückzuweisen! —

Es wäre Unrecht zu verschweigen, daß viele österreichische Offiziere gute und treue Kameraden gewesen sind und mit uns das unglückliche Ende beklagen. Auch manche Truppen haben sich in jeder Beziehung brav gehalten. Aber das Heer barg wie das veraltete Staatswesen zu viele verschiedene und entgegengesetzte Bestandteile in sich. Bei aller Zuneigung zu den uns gleichgesinnten Teilen der Monarchie muß doch der nüchterne Verstand und nicht das Gefühl die einzuschlagende Politik bestimmen. Treten die Deutsch-Österreicher zu uns, so wird die Wahl der Bahnen für die äußere Politik leichter sein. —

Die Bulgaren waren in geschäftlicher Beziehung ebenfalls recht unbequem. Sie verlangten alles ohne Gegenleistung und glaubten dazu ein Recht zu haben. Ob ihnen in dieser Beziehung Zusicherungen gemacht sind, habe ich bis zuletzt nicht ergründen können. Sie konnten wichtige Bundesgenossen sein, solange sie kräftig und treu blieben. Daher mußte das an sich arme Land unterstützt werden. Bestechung und Eigennutz spielten ihre Rolle. Die Machthaber sorgten von Amtswegen für sich,

wie das im Orient üblich und auch in demokratischen Staaten nicht ungebräuchlich ist. In Sofia hörte ich eine Erzählung von einem Minister, der gesagt haben sollte: „Der X hat so und so viele Millionen gemacht, das ist unanständig. Aber ein paar Millionen möchte ich doch auch haben." Es war selbstverständlich, daß die abnehmenden Offiziere und Beamten von den Lieferanten Geld nahmen. Die Hauptlieferer waren Deutsche. Aber auch Österreicher suchten den Markt zu behaupten, bisweilen durch unsere Lieferungen an sie selbst.

Der Ministerpräsident Radoslawow und der Kriegsminister Neidenoff waren deutschfreundlich. Ihre Nachfolger haben eine zweifelhafte Rolle gespielt. Bulgarische Kameraden erzählten ganz offen, der Präsident Malinow und der Oberkommandierende Lukow hätten von der Entente Geld genommen und den Bolschewismus in das Heer getragen. Auch durften bulgarische Zeitungen die Nachricht, wir saugten das Land aus und erfüllten unsere Verpflichtungen nicht, verbreiten, ohne daß ihnen ernstlich entgegengetreten wurde. Die Dobrudscha-Angelegenheit bot günstigen Stoff für die Aufreizung gegen Deutschland. Der Verkehr mit unseren Truppen führte zu mancherlei Reibungen. Unser Oberkommandierender, General von Scholtz, hat den Bulgaren in einer Rede deutlich die Wahrheit gesagt. Viel hat es aber nicht geholfen. Als Orientalen hatten sie andere Anschauungen als wir, ein unfertiges, noch in den Kinderschuhen steckendes Volk mit Bauernschlauheit und Eigennutz. Oft kamen sie mit Forderungen nach Ausrüstung und Bekleidung. Wir hatten begründeten Verdacht, daß sie unsere Lieferungen nicht voll für den Krieg verwendeten, sondern für den Frieden zurücklegten. Tatsächlich war bisweilen Not an der Front. Die Leute liefen ohne Hosen und Stiefel umher, wie mir ihre Vertreter und auch der König mitteilten. Ich habe schließlich selbst nachsehen und

die Lieferungen nicht mehr an die bulgarische, sondern an die deutsche Verwaltung geben lassen. Das wurde aber sehr übel genommen. Hätten wir die Geldmittel der Entente gehabt, so hätten wir rücksichtsloser geben können.

Die bulgarischen Truppen schlugen sich anfänglich gut. Viele sind bis zuletzt kriegstüchtig geblieben. Aber sie wollten nicht mehr angreifen, nur noch sich behaupten. Gerade die besten Divisionen hat Malinow dem Feinde als Gefangene ausgeliefert, um freie Hand zu behalten. Sonst würde es selbst nach dem Rückzuge mit seiner Herrschaft bald zu Ende gewesen sein. Viele Führer und Offiziere sind uns bis zum Ende gute Kameraden geblieben. Aber sie haben es nie verstanden, weshalb ihnen nicht zum letzten Kampfe Unterstützungen gesandt sind. Wir hatten im ersten Augenblicke keine Truppen frei, und als sie freigemacht waren und anmarschierten, war es zu spät. Eine treulose bulgarische Division hatte ihre Stellung aufgegeben und dem Feinde den Durchbruch ermöglicht.

Auch Bulgarien hat eine ernste Lehre erhalten. Zuerst unersättlich in seinen Forderungen, muß es jetzt auf Landesteile verzichten, die es schon in seinem sicheren Besitz wähnte. Aus der Vormacht auf dem Balkan ist nichts geworden. Serbien und Rumänien werden unbequeme Nachbarn bleiben, und der Balkan wird nicht zur Ruhe kommen. Trotzdem kann Bulgarien eine Zukunft haben. Es hat im eigenen Lande Raum genug, sich zu vermehren, und die Bauernbevölkerung ist lebenskräftig und einfach, bedarf aber der Erziehung. Mancher Kenner hält die Serben für die bessere und tüchtigere Volksgruppe; darüber fehlt mir das Urteil.

Den König, der dem Thron entsagt hat, habe ich kennen gelernt. Er macht bei Verhandlungen den Eindruck des klugen und in allen Sätteln gerechten Fürsten, für den er immer ge-

golten hat. Zu den Verhandlungen zog er den Kronprinzen hinzu, den er auch als seinen Geheimschreiber benutzt haben soll. Jedenfalls eine vernünftige Erziehung eines Prinzen zum künftigen Fürsten. Der Kronprinz machte trotz seiner Jugend den Eindruck eines verständigen und klugen Mannes. Er galt den Bulgaren als Bulgare, der König nicht. Als dieser eines Tages im Flugzeuge aufgestiegen war, wurde es von niemand beachtet. Als der Kronprinz dasselbe tat, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung, wie man den zukünftigen König der Bulgaren einer solchen Gefahr aussetzen könne. Dabei war der Kronprinz in Leibesübungen tüchtig und ein ebenso gewandter wie kühner Kraftwagenführer.

Trotz mancher Schwierigkeiten habe ich mit den Bulgaren gern zu tun gehabt. Mit ihrer Geschäftsschlauheit war doch auch eine gewisse Harmlosigkeit verbunden. Sie waren nicht so empfindlich und übelnehmerisch wie die Ungarn, sondern suchten mehr durch Klagen Eindruck zu machen. Mit dem Kriegsminister Neidenoff habe ich immer in freundschaftlicher Weise verhandeln können. Er war ein ruhiger und liebenswürdiger Mann, dem ich ein freundliches Andenken bewahre. —

Die Türken waren als echte Orientalen im Geschäftsverkehr erst recht nicht einfach. Ihre Ruhe und gänzliche Gleichgültigkeit gegen Zeitverschwendung machten die Verhandlungen langwierig. Aber sie waren dabei von würdigem Betragen und vollendeten Formen. Gegenleistungen für unsere Lieferungen gab es natürlich auch nicht. Daß Bestechung und Selbstsucht herrschte, braucht kaum gesagt zu werden. Auch hier wurde hochgestellten Personen vorgeworfen, daß sie von der Entente bestochen seien. Vorliebe für unsere Feinde war mehrfach vorhanden, doch wurde von allen der Schein der Freundschaft ge-

wahrt. Nur selten vergaß sich ein hoher Offizier oder Beamter soweit, daß er offene Feindschaft zeigte. Beschwerden darüber wurden verschleppt, aber der Form nach beglichen. Unsere Offiziere hatten den meist jüngeren türkischen Vorgesetzten und auch den übrigen Offizieren gegenüber keinen leichten Stand. Um ihnen Recht zu verschaffen, bedurfte es der ständigen Bemühungen der deutschen Militärmission. Leute so verschiedener Anschauungen konnten sich kaum verstehen. Die Auswahl unserer Offiziere, die nach der Türkei entsandt wurden, mag nicht immer glücklich gewesen sein. Der Andrang zu einem solchen Kommando war überaus groß. Jeder dorthin Kommandierte hätte eigentlich einen Lehrgang durchmachen müssen, um mit dem Wesen des Orients vertraut zu werden. Sonst wird Anstoß erregt, ohne es zu wissen und zu wollen.

Der türkische Soldat ist gut, sobald er richtig gelöhnt und verpflegt wird. Die nach Rumänien in unseren Verband überführten Truppen haben sich ausgezeichnet verhalten. Trotzdem lief die Hälfte von ihnen nach Hause, als sie nach Syrien zurückgeführt wurden. Das ist begreiflich; sie kamen durch ihre Heimat, die sie lange nicht gesehen und mit der sie keinerlei Verbindung gehabt hatten. Auch hatte die türkische Wirtschaft in der Löhnung und Verpflegung wieder eingesetzt. Ein Teil kehrte nach dem Besuch der Heimat zur Truppe zurück, ein anderer Teil wurde gelegentlich wieder ausgehoben, der Rest trieb sich zu Hause oder im Lande umher. Ganz unzuverlässig und feige waren die Araber einschließlich ihrer Offiziere. Ihre Volksgenossen waren aufsässig und den Türken feindlich. Immerhin leistete das türkische Heer in der Verteidigung Gutes. Auf Gallipoli waren die Truppen in der dürftigsten Lage gewesen, ohne Verpflegung, Geschütze und Munition. Trotzdem haben sie gehalten. Der Führer, General Liman von Sanders, kannte als Chef der

deutschen Militärmission die Türken und hielt sie fest in der Hand. Sie hatten vor ihm mehr Furcht als vor den Feinden. Ich habe die beiderseitigen Stellungen auf Gallipoli gesehen. Das feindliche Unternehmen konnte nur in der Erwartung eingeleitet sein, keinen Widerstand zu finden. Die Türken hatten solche Not gelitten und ertragen, daß sich viele von ihnen nach dem Abzuge der Feinde an deren zurückgelassenen Vorräten buchstäblich zu Tode gegessen haben.

In Palästina sind die Operationen in erster Linie an den ganz unzulänglichen Verbindungen gescheitert. Von uns war eine ausgezeichnete Hilfstruppe dorthin gesandt, die sich vorzüglich bewährt hat, aber bei ihren wirkungsvollen Angriffen von den Türken im Stich gelassen wurde. Man hätte dorthin nur Führer senden sollen, die mit den eigenartigen Verhältnissen vertraut waren. Liman von Sanders kam zu spät dorthin. Personenfragen lassen sich aber im Orient ungleich schwieriger lösen, weil viele Rücksichten zu nehmen sind. Eifersucht spielt eine große Rolle. Auch unsere Leute sind davon nicht freigeblieben. Es fehlte an einer sie alle umfassenden Spitze; die Militärmission hätte diese sein sollen. Es gab aber zu viele Stellen außerhalb ihrer Machtbefugnisse. Schon die Truppenoffiziere hingen mehr von den türkischen Vorgesetzten als von ihr ab. In der Verwaltung sah es übel aus, da hier die beste Gelegenheit zu Unredlichkeiten war. Die Arbeiter in den Betrieben wurden nicht bezahlt und hungerten. Da nützten auch die besten Kräfte nichts, die wir dorthin gesandt hatten. Es ist bedauerlich, daß die Truppen, die so einfach und bedürfnislos waren und mit wenigem hätten zufriedengestellt werden können, durch die Mißwirtschaft zugrunde gerichtet sind.

Wir mußten die Türken ausrüsten wie die Bulgaren. Oft genug verkauften die Leute die neuen Bekleidungsstücke. Ein

besonderer Mißstand war der Mangel an Hartgeld, der uns viele Mühe gemacht hat mit geringem Erfolg. Papiergeld stand tief im Wert und wurde besonders von den Arabern zurückgewiesen. Dabei sollte viel Gold im Lande sein. Aber die Regierung konnte es auch mit grausamen Gewaltmitteln nicht herausziehen. Nun sollten wir helfen. Ich habe darauf gedrungen, daß kein Hartgeld an die Türken gegeben, sondern bei den deutschen Dienststellen unter Verschluß gehalten werden sollte. Aber die Verhältnisse erwiesen sich als stärker.

Die wichtigsten Personen waren für uns Enver und Talaat. Ohne diese kraftvollen Männer hätte die Türkei nicht so lange gehalten. Sie waren unbedingt deutschfreundlich und zuverlässig, hatten aber viele Gegner. Enver stand auf hohem Standpunkte. Er wollte auf seinem Kriegsgebiete Nachteile ertragen, wenn dafür bei uns im Westen starke Kräfte die Entscheidung bringen konnten.

Wer außer Dienst und Geschäft mit Türken zu tun gehabt hat, wird sich ihrer gern erinnern. Man merkt ihnen an, daß eine alte Kultur vorhanden ist, sie ist aber überaltert und brüchig. Das Bild von Konstantinopel erinnert daran. Sieht man die Stadt im Sonnenglanze, so ist es ein berückendes Bild. Aber bei genauer Betrachtung erkennt man darin die Trümmerfelder und wüsten Stätten. Die Jungtürken haben keinen Wandel geschaffen, nur der Besitz hat unter ihrer Herrschaft gewechselt, was im Grunde genommen viele Umstürzler bei uns auch nur erstreben. Zu einer Wiedergeburt der Türkei müßte sich das Volk von Grund aus ändern. Dazu gehört eine lange und wirkungsvolle Erziehung. Ich habe dort auffallend viele Schulen mit unzähligen Schülern und Schülerinnen gesehen. Sollte hier ein neuer Grund gelegt werden? Ich glaube es nicht. Der Mohamedanismus in seiner jetzigen Form scheint in dem Volke keine

lebenerweckende Kraft mehr zu besitzen und ein Hindernis für eine neue Kultur zu sein. —

Unsere Bundesgenossen waren alle schwach und ohne eigene Hilfsmittel. Wir mußten, abgeschlossen vom Weltmarkte, ihnen das Fehlende liefern. Aus Furcht, sie könnten abfallen, sind wir zu rücksichtsvoll gegen sie gewesen. Die Entente hat jedes einzelne Volk kraftvoll zusammengehalten und alle zu einem Handeln zusammengeschlossen. Uns ist es nicht gelungen, zu dieser Einheit zu kommen. Jeder Staat hatte seine eigenen Bestrebungen und inneren Schwierigkeiten. Schließlich kamen Treulosigkeit und Verrat hinzu, die wir durch Nachgiebigkeit hatten verhindern wollen. Deutschland hat nicht verstanden, seinen Willen von Anfang an durchzusetzen und klare Verhältnisse zu schaffen. Ein Österreicher hat mir einen Brief geschrieben, der mit den Worten schloß: „Zum Herrschen gehört Vernunft und Gewalt. Bei uns hat es an beiden gefehlt. An Vernunft hat es bei Ihnen nicht gefehlt, aber an der starken Faust Bismarcks.“ —

Von den treulosen ehemaligen Verbündeten Italien und Rumänien könnte man schweigen, wenn sie nicht als Warnung dienen müßten. Mit Rumänien bin ich nicht in Berührung gekommen. Italien kenne ich nur durch unsere militärischen Abmachungen. Wir haben ihm nie über den Weg getraut und nur das Nötigste zu seiner Kenntnis gebracht. Bismarck hat an Moltke nach 1866 einen Brief geschrieben, in dem er vor Italien warnte und darauf hinwies, daß der König Viktor Emmanuel II. und sein Feldherr La Marmora während des Krieges 1866 wichtige Mitteilungen von unserer Seite an Frankreich gegeben habe. Das war während des gemeinsamen Krieges und während der Waffenbrüderschaft. Die Treulosigkeit ist also dort althergebracht. Der Enkel, Viktor Emmanuel III., hat einmal mit-

geteilt, daß Frankreich über unsere gemeinsamen Abmachungen genau unterrichtet sei, wie ihm seine Verwandten in Frankreich erzählt hätten. Graf Schlieffen, dem ich darüber Vortrag zu halten hatte, sagte lächelnd dazu: „Er hat es ihnen selbst gesagt." Wir waren also Italien gegenüber keineswegs vertrauensselig. Der Abfall hat daher nicht besonders überrascht. Ein solcher Staat ist nicht bündnisfähig und wird immer mit Mißtrauen zu betrachten sein. Es gab aber Italiener, die die Treulosigkeit bitter empfanden. Ein Mitglied der Botschaft nahm vor der Abreise von Berlin unter Tränen Abschied mit den Worten: „Ich bin immer ein anständiger Kerl gewesen; lassen Sie mich diese Haltung meiner Regierung nicht entgelten!" Der Generalstabschef Pollio galt den Kennern der dortigen Persönlichkeiten ebenfalls für treu und zuverlässig. Bei seinem plötzlichem Ende vor dem Abfalle Italiens entstand der Verdacht, er sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern aus dem Wege geräumt.

Für den Vertreter einer sittlichen Weltordnung ist es schwer, sich damit abzufinden, daß die wortbrüchigen Staaten aus dem Kriege Vorteile zu ziehen scheinen. Aber Ähnliches kann man alle Tage erleben. Ein unehrlicher Mensch kann viele Schätze sammeln und sich ihrer erfreuen, während ehrliche und fleißige Leute Not leiden. Wir zerbrechen uns vergeblich den Kopf darüber. Ernst Moritz Arndt ruft uns zu: „Was vergangen und geschehen ist, werft es ruhig in den weiten Schoß der ewigen Notwendigkeit und seht auf das jüngere Geschlecht, erzieht, bildet und richtet es, daß Männer aus ihm werden." Männer werden wir nötig haben, denn selbst ist der Mann. Daran sollen uns die Enttäuschungen, die wir mit unseren Bundesgenossen erlebt haben, gemahnen und das Wort des Großen Kurfürsten zu beachten geben: „Bundesgenossen sind gut, aber die eigene Kraft ist besser!" —

Schluß.



Der Weltkrieg hat unsere Deutschen in fremde Länder und zu fremden Völkern geführt, zu denen die meisten sonst nie gekommen wären. Die Besorgnis schien berechtigt, daß sie dort nicht nur ihren Gesichtskreis erweitern, sondern auch Angewohnheiten und Laster lernen würden, die jenen Völkern eigneten. Das ist auch vielfach eingetreten. In Rußland und Polen sahen sie die Bequemlichkeit, die Bestechung gewähren konnte. In Bulgarien und der Türkei konnten sie beobachten, wie sich Hochgestellte auf Staatskosten bereicherten und einfache Leute durch Verkauf der staatlichen Ausrüstung das Beispiel im kleinen nachahmten. Unsere Leute sind davon nicht unberührt geblieben. Aber wir haben den fremden Völkern Unrecht getan. Der Krieg hat gezeigt, daß dieselben bösen Anlagen und Gewohnheiten auch in unserem Volke schlummerten und bei günstiger Gelegenheit erwachten. Ungerechte Haushalter über anvertrautes Gut, Kriegsgewinnler mit unehrlichem Gewinn, Betrüger, Diebe und schließlich Räuber und Mörder zeigten sich auch bei uns in erschreckender Weise. Die Unsittlichkeit brauchte nicht erst von den Franzosen gelernt zu werden, die Völlerei erst recht nicht. Ganz zu geschweigen von den vielen großen und kleinen Vergehen und Übertretungen, zu denen die unzähligen Gesetze und Verordnungen über den Verkehr, Handel und Wandel den Anlaß gaben. Ich habe von einem Kinde gehört, das seine Mutter fragte: „Nicht wahr, Mutter, nach dem Kriege gelten doch die zehn Gebote wieder?“ Eine furchtbare Anklage aus unmündigem Munde! Die neue Regierung will die Religion durch Moral

ersetzen. Um sie zu schaffen, mußten die Moralisten bei der Religion auf Borg gehen. Eine andere Grundlage fanden sie auch nicht. Aber die Moral kann etwas Willkürliches werden, wenn sie nur durch Menschenwitz bestimmt oder wohl gar durch die Macht der Regierung festgesetzt wird. Ich hörte in der Eisenbahn eine Zivilperson und einen Feldgrauen sich unterhalten. Der letztere gebrauchte das Wort Moral, da fiel ihm der andere in die Rede mit den Worten: „Moral ist, daß man nicht gefaßt wird.“ Gewiß hat es religionslose Leute gegeben und gibt noch heute solche, die streng moralisch handeln und leben. Sie erfüllen unbeabsichtigt die Forderungen der Religion und sind sich einer sittlichen Verantwortung bewußt. Der Begriff der Verantwortung wird der Masse der Menschen bei dem Begriff Moral immer fehlen, soweit nicht Strafgesetze entgegenstehen. Wenn es aber keine höhere Verantwortung gibt als diese, dann wird das Wort jenes Reisenden den meisten die Richtschnur bilden. Ich glaube nicht, daß das durch den Krieg verwilderte Volksgewissen durch Morallehren wieder geheilt wird. Dagegen bin ich überzeugt, daß Gott dieses furchtbare Unglück, dessen Größe noch gar nicht erfaßt wird, uns deswegen gesandt hat, damit wir uns seiner wieder erinnern, anstatt ihn beiseite zu tun. —

Mitten im Umsturztaumel des November 1918 entstiegen dem Berliner Zuge auf dem Bahnhofe zu Dierschau neben anderen Reisenden auch junge Mädchen, die mit roten Schleifen und Bändern geschmückt waren. Eins von ihnen wurde von einem stattlichen Soldaten mit den Worten angeredet: „Sie haben sich auch mit roten Bändern geschmückt?“ Das Mädchen entgegnete lachend: „Das ist doch sehr hübsch!“ Es hatte wohl den äußeren Schmuck im Auge, während der Soldat auf den Sinn der Sache einging mit den zustimmenden Worten: „Ja, es ist herrlich!“ Armer Kerl, dachte ich, wie bald wird die Herrlichkeit

vorbei und der Rausch verflogen sein. Seitdem ist Plünderung, Mord und Totschlag im Gefolge gewesen. Aber noch hält der Rausch an; man feiert und tanzt, als gäbe es keine Sorgen. Nach der Karnevalszeit pflegt der Aschermittwoch zu folgen. Die Reden in Weimar konnten daran nichts ändern. Aber aus einigen von ihnen konnte jeder entnehmen, wie die Lage unseres Vaterlandes ist und wie sie sein wird. Daß zu allem Herzeleid noch die Ehrlosigkeit getreten ist, scheint die meisten nicht zu stören. Noch wird in den Tag hineingelebt, so daß sich auch die Feinde wundern, wie ein Volk in solcher Lage so leichtfertig sein kann. Aber die Not steht vor der Tür. Erwerbslosigkeit, Hunger und Bankerott drohen in gefährlicher Nähe und bereiten den Boden für neuen Aufruhr. Das Schwerste wird uns noch bevorstehen. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß die im deutschen Volke unter Schutt und Moder schlummernden Kräfte auch die größte Not überwinden werden. Was kommt dann? Die Preußen haben sich nach den Freiheitskriegen einmütig zusammengefunden. Hohe und Niedrige, Vornehme und Geringe sahen sich gegenseitig als Leidensgenossen der vorangegangenen Fremdherrschaft und als Mitkämpfer für die Freiheit des Vaterlandes an. Man trat sich menschlich näher, ohne die Scheidewände der Geburt, des Standes und der Arbeit zu beachten. Wird es jetzt wieder so werden? Wir wünschen keine charakterlose Gleichheit, die niemals echt gewesen ist und niemals echt sein wird. Die Demokratie will die Unterschiede verwischen. Es gelingt aber nicht. In demokratischen Staaten pflegen unangenehmere Unterschiede in der gegenseitigen Bewertung gemacht zu werden als bei uns. Eine um einige hundert Franken höhere Rente genügt dort, um den Besitzer über weniger Begüterte emporzuheben. Die elende Geldherrschaft scheidet die Gleichheit aus. Der Sozialismus

will dies verhindern. Es wird ihm auch nicht gelingen. Ein mir bekannt gewesener, längst verstorbener Pfarrer soll prophezeit haben, daß Deutschland im Jahre 1919 zugrunde gehen und dann das tausendjährige Reich anheben würde. Der Sozialismus träumt ganz ähnlich von paradiesischen Zuständen, die aus dem Zusammenbruch des deutschen Reiches erwachsen sollen. Er vergißt, daß er mit Menschen zu tun hat. Einer der neuen Männer, ich glaube Scheidemann, hat gesagt, daß ein Teil der Arbeiter sich der Revolution nicht würdig gezeigt habe. Er wird an den Menschen noch ganz andere Erfahrungen machen und hatte bereits in Berlin, Halle und anderen Orten reiche Gelegenheit dazu. Daß der Sozialismus nicht erwerbsfähig ist, läßt sich leicht nachrechnen. Die klugen Sozialisten haben dies auch schon eingesehen und blicken mit Sorgen in die Zukunft. Nun würde ein Zustand annehmbar sein, in dem sich der Mensch mit wenigem begnügt und dem Jagen nach Geld und Gut entsagt, wenn auch die Kultur dabei zu kurz kommen würde. Dann müßte es aber die ganze Menschheit tun. Versucht es ein Volk inmitten der anderen allein, so muß es in Kürze bankerott werden. Glaubt man, daß sich England und Amerika anschließen würden? Sie werden vielmehr in dem sogenannten Völkerbunde Gelegenheit nehmen, die Geldherrschaft der Welt vollends an sich zu reißen. Selbst unter den eigenen Genossen der Sozialdemokratie werden nur wenige geneigt sein, sich zu begnügen, sind doch unter ihnen in führenden Stellen gerade zahlreiche Angehörige derjenigen Rasse zu finden, bei welcher der Erwerbssinn am stärksten entwickelt ist. Auf diesen Wegen kommt man nicht zur Zufriedenheit und zum Glück.

Wie sich die Preußen einst in Kampf und Not zusammengefunden haben, so sollen es heute die Deutschen tun. Wir waren uns selbst fremd geworden und kannten einander nicht.

Ein namhafter Bildhauer, der sich in reifen Jahren als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und Offizier geworden war, sagte mir im Kriege von seinen Mannschaften: „Was sind das doch für prächtige Leute; ich habe sie früher gar nicht so gekannt.“ Er hatte in Berlin unter seinesgleichen gelebt, und die anderen waren ihm fremd geblieben. Auch dem einfachen Manne ist es nicht anders gegangen. Waren auf der einen Seite falsche Zurückhaltung und Hochmut die Schuld, so waren es auf der anderen Seite Neid und Mißgunst, und auf beiden gegenseitige Unkenntnis. Dort draußen im Schützengraben sind die verschiedenartigsten Menschen zusammengeführt. Sie haben sich gegenseitig kennen und achten gelernt. Ich hatte gehofft, daß etwas davon in den Frieden hinübergerettet würde. Das traurig stimmende Ende scheint die Entwicklung unterbrochen zu haben, und jetzt sind die Gegensätze größer denn je. Das muß anders werden, wenn wir gesunden sollen. Ein jeder, der sein Volk liebt, hat mitzuwirken, daß es anders wird. Einer gebe dem andern, was ihm gebührt, und achte in ihm den Menschen, solange er sich nicht selbst der Achtung entzieht. Luther hat gesagt, daß jede ehrliche Arbeit Gottesdienst sei. Das soll man beherzigen und danach die Arbeit bewerten, mag sie hoch oder niedrig sein. Die Bewertung darf aber nicht zum Zerrbild werden, wie es bei den Müllfahrern in Berlin durch die Höhe des Lohnes geschehen ist.

Habe ich gegenseitige Achtung der Bürger gefordert, so nehme ich die Mitglieder des Heeres nicht aus. Ich weiß sehr wohl, daß dort manches zu bessern war, aber nicht in der Weise, wie es jetzt geschieht, daß an die Stelle der Unterordnung und Manneszucht die Gleichheit und Gleichgültigkeit treten. Daran muß ein Heer zugrunde gehen. Aber eine menschenwürdige Behandlung muß gewährleistet sein. Beleidigungen darf sich ein Vorgesetzter nicht zuschulden kommen lassen. Nun sind nicht

alle Soldaten Tugendhelden, wie jetzt allerorten zu sehen ist. Manchem von ihnen wird eine anständige Behandlung keinen Eindruck machen. Daher müssen ernste Strafen möglich bleiben. Man soll aber nicht glauben, daß eine durchgreifende Änderung plötzlich durch einen Befehl zu erzwingen ist. Auch Mißstände können etwas geschichtlich Gewordenes sein oder erst im Laufe der Zeit als Mißstände empfunden werden. Sie reichen oft weit zurück und erben sich weiter durch Brauch und Gewohnheit. Der Unteroffizier, der am meisten und nächsten mit den Leuten in Berührung kommt, ist aus ihnen hervorgegangen. Er hat die gleiche Behandlung erfahren, die er nun selbst anwendet. Der Offizier müßte sich zuerst beherrschen, tut es aber nicht immer. Gewiß ist es schwer, gegenüber Dummheit, Gleichgültigkeit und Trotz die Ruhe zu bewahren. Mancher Kritiker sollte sich erst einmal prüfen, ob er in seinem Wirkungskreise seine eigenen Forderungen erfüllt. Das darf aber keine Entschuldigung für den Offizier sein. Junge Offiziere folgen dem Vorbilde der älteren; daher muß es ernste Pflicht der älteren Vorgesetzten sein, in der Behandlung der Untergebenen ein mustergültiges Beispiel zu geben.

Niemals erwähnt die Kritik die Mißhandlungen und Quälereien, die die Soldaten sich gegenseitig selbst zufügen. Es war noch harmlos, wenn die alten Mannschaften der berittenen Truppen nicht duldeten, daß die jüngeren ihre Pferde mit der Mütze auf dem Kopfe putzten, oder wenn die Alten bestimmte Wirtschaften für sich in Anspruch nahmen, die von den Jungen nicht betreten werden durften. Es kamen dabei schon Mißhandlungen vor, wenn die Jungen diese Vorrechte der Alten nicht beachteten. Schlimmer ging es in den Kasernen zu. Hier wurden die Rekruten in der Nacht von den alten Leuten in den Betten verprügelt oder im Hemde zum Antreten gezwungen und

dabei geschlagen. Es gab dafür sogar eine eigene lästerliche Bezeichnung, bei der sich aber die Leute wohl nicht viel dachten. So sind gewiß noch viele andere Dinge in Gebrauch gewesen, die sich der Kenntnis der Vorgesetzten entzogen. Wehe dem Unglücklichen, der sich darüber beschwert hätte! Er wäre einer bösen Rache verfallen gewesen. Solche Übelstände lassen sich trotz aller Überwachung und Gegenmaßregeln nicht plötzlich abstellen, denn sie können an jeden andern Ort verlegt werden, wo sie der Aufsicht entzogen sind. Zur Beseitigung gehört eine lange und strenge Erziehung, und auch sie wird wohl nicht immer Erfolg haben, da man immer wieder mit neuen Menschen zu tun hat.

Der Kampf um eine menschliche Behandlung der Soldaten entsprang nicht immer reiner Menschenliebe. Im Grunde erinnerten sich ältere Leute meist gern ihrer Dienstzeit, sie können es also als Soldaten nicht so übel gehabt haben. Unbotmäßige Leute dachten anders darüber. Ihr Kampf richtete sich gegen die unbequeme Disziplin, die vielen ein Dorn im Auge und ein Hindernis für ihre Pläne war, wie jetzt klar zutage getreten ist. Kürzlich hat Will Vesper einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er den Haß gegen die Offiziere, den die Revolution zutage treten ließ, zu begründen sucht. Er findet den Grund in dem fortgesetzten Beachten der „Achselstücke", in dem militärischen Gruß, im Strammstehen, kurzum in dem fortwährenden Achten auf den Vorgesetzten. Er hat offenbar wenig Verständnis für das Wesen der Manneszucht, da er, wie ich höre, erst als älterer Mensch eingezogen war und nur die persönlichen Unbequemlichkeiten empfunden hat. Ob er Gelegenheit gehabt hat, im Kriege auch ihre Notwendigkeit kennen zu lernen, weiß ich nicht. Hermann Winter hat sie kennen gelernt, wie sein Gedicht im Simplizissimus beweist, das folgende Zeilen enthält:

„Keins von den großen Worten hält mehr stand,
Nicht Gott und Königtum und Vaterland.
Nur wie ein Urgestein im wilden Fliehn
Der Fluten aufragt, steht die Disziplin.
Sie steht. Ihr Angesicht ist hell vom Schein
Des Wissens um die Süße und die Pein.
Gehüllt in Schweigen grau, geschärft den Blick,
Bis es ihn schmerzt, erfüllt sie ihr Geschick."

Freiwillig wird die Disziplin nicht geübt. Sie verlangt fortgesetzte Erziehung und Übung bis zur Gewohnheit. Es wäre für Deutschland besser gewesen, wenn sie wie ein Urgestein in den Fluten stehen geblieben und nicht durch planmäßige Wühlarbeit zerstört worden wäre. Ihr Wert kann dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß sie unbequem ist und auch bisweilen gegenüber unwürdigen Vorgesetzten gehalten werden muß.

Wenn diese Dinge berührt werden, erhebt sich meist eine allgemeine Anklage gegen die Beschwerdeordnung. Sie mag mangelhaft sein; man wird aber manchen vergeblichen Versuch machen, sie so zu gestalten, daß sie allgemein zufriedenstellt. Hätte man nur mit festen, charaktervollen und wahrhaften Menschen zu tun, so würde die Sache einfach sein. Mir ist ein Fall bekannt, daß eine Beschwerde bis an den Kaiser ging, der ihr rechtgab. Solche Beschwerdeführer wird es selten geben. Daß eine Beschwerde unterdrückt wurde, kam kaum vor, da darauf die Strafe der Dienstentlassung stand. Wer aber mit Beschwerdesachen zu tun gehabt hat, weiß leider zu gut, daß mit den Zeugenaussagen wenig anzufangen ist. Ich hatte als Regimentskommandeur einen mir unbekannten Unteroffizier auf Probe angenommen. Eines Tages sah ich einen Kanonier mit einer Verletzung am Kopf. Auf meine Frage, wie er dazu gekommen sei, sagte er mir, jener Unteroffizier habe ihn beim Betreten der Stube mit

einem Schemel geworfen. Der Unteroffizier behauptete, der Schemel habe auf einem Schranke neben der Tür gestanden und sei beim Öffnen derselben herabgefallen. Alle Stubeninsassen stimmten dem Unteroffizier zu oder behaupteten, nichts gesehen zu haben. Er konnte also nicht bestraft werden. Da mir aber der Mann einen glaubwürdigen Eindruck machte, so habe ich den Unteroffizier sofort entlassen. In solche Lage wird man immer wieder kommen, wenn man nicht selbst Zeuge des Gegenstandes der Beschwerde gewesen ist. Kürzlich habe ich von einem Vorschlage gehört, für alle Beschwerden eine Vertrauenskommission zu bilden, durch die sie an den zuständigen Vorgesetzten gelangen sollen. Solche Kommissionen sind ein Beruhigungsmittel; Erfolge werden sie auch nicht haben. Ein Vorgesetzter, der seine Leute kennt und genaue Aufsicht führt, wird richtiger urteilen wie eine mehrköpfige Kommission.

Bei uns schrie alles über Militarismus, ohne sich klar zu sein, was damit gemeint sei. Die meisten fremden Armeen haben unsere Einrichtungen nachgeahmt. In Frankreich wurde die Manneszucht im Felde viel strenger wie bei uns gehandhabt und es wurde nicht mit der Todesstrafe gekargt. Selbst in der freien Schweiz habe ich gesehen, wie ein Stabsoffizier, und zwar kein Berufsoffizier, einen Mann hinter die Ohren schlug. Als Gegenstück habe ich dort allerdings auch erlebt, daß ein betrunkener Soldat im Beisein eines Offiziers seine Feldflasche am Gewehr zerschlug mit den Worten: „Es ist egal, es ist ja Staatseigentum", und der Offizier lachte dazu. Bei den Fremden findet der Deutsche alles gut und schön, selbst das, was er zu Hause tadelt. Die Neuordnung wird daran nichts ändern, sie wird aber ihre eigene Kritik erleben, und zwar mit mehr Recht als die Ordnung der alten Regierung.

Augenblicklich beschäftigt sich die Kritik mit den Bedingungen

der Feinde, wozu sie allen Grund hat. Aber anstatt einmütig gegen die maßlosen und unwürdigen Forderungen aufzutreten, beschuldigt man sich gegenseitig zur Freude der Feinde. Wir sind und bleiben ein unpolitisches Volk und beweisen es täglich mehr. In Weimar ist geredet wie seinerzeit in Frankfurt. Hier waren gewiß mehr geistreiche Köpfe beieinander wie in Weimar, trotzdem waren und blieben sie Kinder in der Politik. Scheidemann hat auf die Geistesgrößen hingewiesen, die dem Orte die Weihe gegeben haben. Gewiß wird jeder Deutsche mit Stolz und Ehrfurcht auf sie zurückschauen. Ihre Größe beruhte aber nicht auf ihrer politischen Bedeutung. Auch soll man nicht wähnen, daß ein Ort die geistige Bedeutung auf jeden beliebigen Besucher überträgt.

Die neue Regierung schiebt alle Schuld auf die alte. Das ist sehr bequem, aber doch nur ein Ergebnis der Furcht, daß ihr auch einmal eine Rechnung aufgestellt wird. Einer ihrer Vertreter hat erklärt, daß das Waffenstillstandsangebot von der kaiserlichen Regierung unter dem Prinzen Max gemacht sei. Das ist der Form nach richtig, dem Wesen nach falsch. Dem Kaiser war die Gewalt schon entrissen; sie lag beim Prinzen oder vielmehr bei seinen Hinterleuten. Scheidemann, Gröber und Erzberger waren dabei, als das Angebot an Wilson abgefaßt wurde. Ihnen konnte die Form nicht vorsichtig genug gewählt werden. Nun hat ohne Zweifel die Heeresleitung den Waffenstillstand gefordert, weil sie dem Heere keine Widerstandskraft mehr zutraute. Als aber die schmählichen Bedingungen der Feinde bekannt wurden und inzwischen die Front wieder gefestigt schien, hat sie in der Erwartung der allgemeinen Volkserhebung den Widerstand fortsetzen wollen. Die demokratische Regierung bestand aber auf der bedingungslosen Übergabe. Dann fielen die meuternden Matrosen dem Heere in den Rücken und das Ver-

derben nahm seinen Lauf. Die Mitschuldigen mögen das nicht gern hören, es bleibt aber doch die Wahrheit. Wer hat sich gegen schärfere Maßnahmen bei der ersten Meuterei in der Marine gewendet? Wer hat fortgesetzt daran gearbeitet, das Heer disziplinlos zu machen und zu entnerven? Heute rühmen sich die Unabhängigen, schon 1916 damit begonnen zu haben. Wer hat im Reichstage jede Maßregel der Regierung bekämpft, die Umtriebe im Heere unterbinden wollte? Auch Sozialdemokraten haben sich nicht gescheut zu erklären, daß ihnen ein vollständiger Sieg Deutschlands nicht genehm sei. Das sind doch recht drastische Zeugnisse!

Anstatt die Schuldigen dort zu suchen, wo sie sitzen, beschuldigt Scheidemann den General Ludendorff, er sei ein Hazardeur. Damit beweist er nur, daß er vom Wesen des Krieges und von dem Charakter des Generals Ludendorff keine Ahnung hat. Ludendorff hat vor jeder Unternehmung seine Mittel und Absichten genau geprüft und nur dann gehandelt, wenn er sein Gewissen frei fühlte. Bis zu den Erfolgen im Sommer 1918 hatte er ein Recht, an den Sieg zu glauben. Er hatte auch einen triftigen Grund, den Angriff weiterzuführen, ehe uns die Amerikaner über den Kopf wuchsen. Die dann eintretenden Mißerfolge wage ich heute nicht zu beurteilen, da mir die eingehende Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse fehlt. Das wird aber Herrn Scheidemann wohl ebenso gehen. Der Krieg bleibt das Gebiet der Unsicherheit und Ungewißheit. Das einzige Gewisse besteht in der Entschluß- und Willenskraft des Führers. Beides wird man dem General Ludendorff nicht absprechen können. Man sollte wirklich aufhören, Leute zu beschuldigen, die nur ihre Pflicht getan haben. Anteil an der Schuld für den verlorenen Krieg haben viele Leute und hat letzten Endes das ganze Volk.

Kürzlich schrieb mir ein Pfarrer, wir seien unterlegen wegen

unserer Sünde. Mag schon sein, aber den Gegnern können wir auch ein umfangreiches Sündenregister vorhalten, das durch ihre wahrhaft nichtswürdigen Bedingungen nicht verkleinert wird. Trotzdem triumphieren sie. Sie zeigen sich sogar als die vollendeten Heuchler, wenn sie z. B. den General Liman von Sanders für die Greuel an den Armeniern verantwortlich machen wollen und sich darüber entrüstet stellen, während sie als Kultur- und Christenvölker an uns viel schlimmere Greuel verüben. Sogar die Sippschaft der Italiener und Rumänen geht straflos aus. Damit ist also das Rätsel nicht gelöst. Johannes Scherr hat vermutet, daß Deutschland berufen sein könne, im 19. oder 20. Jahrhundert eine Rolle wie im 16. Jahrhundert zu spielen, als es der Welt zur geistigen Freiheit verhalf. Dank würde ihm dafür ebensowenig werden wie damals, wohl aber Drang- und Trübsal, wobei es sich noch mehr um Sein und Nichtsein unseres Volkes handeln würde wie im 30jährigen Kriege. Auch ich glaube fest, daß Gott seine besonderen Absichten mit unserem Volke hat. Von ihm ist in Weimar nicht viel die Rede gewesen, denn für die regierenden Leute ist er nicht vorhanden. Nur Herr Gröber von der christlichen Volkspartei, will sagen vom Zentrum, hat ihn zur Beruhigung der Gewissen seiner katholischen Mitbürger für die neue Regierung zu Hilfe gerufen durch den Hinweis auf die Worte des Apostels Paulus: „Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber eine Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.“ Schön! Dasselbe muß er aber auch der alten Obrigkeit zubilligen. Nun sagt Paulus weiter: „Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebt Gottes Ordnung.“ Wer hat sich aber wider die alte Obrigkeit gesetzt und sie sogar abgesetzt? Nein, Herr Gröber, damit beruhigt man die Gewissen nicht. Es zeigt sich nur wieder, daß das Zentrum auf allen Saiten spielen kann und sich jeder Lage anzupassen

versteht. Es fehlt nur noch, daß die neue Regierung durch die Spartakisten oder Bolschewisten gestürzt und ersetzt wird, um dann auch diese als gottgewollte Obrigkeit anzuerkennen. Es wäre besser nicht an diese Sache gerührt, zumal sich alles mit wenigen Ausnahmen der neuen Regierung zur Verfügung gestellt hat, um dem zerschlagenen Vaterlande zu neuem Leben zu verhelfen. Nun müßten wir aber auch entsprechende Taten sehen und keine mehr oder weniger schönen Reden hören. Mit dem Reichskriegsminister Noske muß man sich einverstanden erklären. Er handelt und handelt richtig. Aber es ist merkwürdig, daß er dabei die Wege der alten Regierung geht, als sie noch nicht von den jetzt regierenden Leuten behindert wurde. Diese wollten Blut sparen, als sie die Umstürzler schonten, und machten dadurch die Aufstände zu Dauerzuständen und aus der Bluttersparnis eine Verschwendung. Es mutete seltsam an, wenn die Aufständischen, die vor keinem Verbrechen zurückscheuten, als gleichberechtigte Gegner behandelt wurden, bis Noske den richtigen Weg einschlug. Ordnung und Ruhe kehren nicht früher wieder, bis diese Gegner als das angesehen werden, was sie in Wahrheit sind: Verbrecher am deutschen Volke. Aber nicht die sind die schwersten Verbrecher, die betört, aufgereizt und fanatisiert zu den Waffen greifen, sondern ihre geistigen Führer und Leiter sind es, die sich von der Kampfesgefahr fernhalten und als gleichberechtigte Politiker geachtet und behandelt werden. Es geht wirklich nichts über die deutsche Gemütlichkeit und Harmlosigkeit! Oder sollte die Furcht dahinter sitzen?

Wie sich das Geschick unseres Volkes gestalten wird, wissen wir nicht. Die Feinde behandeln uns so, wie ich es wohl bei wilden und rohen Völkern für möglich gehalten hätte, aber nicht bei Kulturvölkern. Man stelle sich Deutschland in ihrer Lage vor! Es ist undenkbar, daß es ebenso oder ähnlich gehandelt

haben würde. Trotzdem scheinen bei uns die Schwärmer für Völkerfrieden und Völkerbund noch nicht belehrt zu sein, obschon die Neutralen schon mißtrauisch geworden sind. Der Deutsche bleibt unbelehrbar. Wilhelm Raabe scheint leider recht zu haben mit seinen ergrimmten Seherworten: „Deutsches Volk? Ach was! Deutschredender oder schwätzender Bevölkerungsbrei, für einen kurzen Augenblick von ein paar großen Männern in eine staatliche Form gepreßt! Morgen vielleicht sind sie tot, diese Männer, und der Brei fließt wieder auseinander, und die Fremden mögen dreist wieder von allen Seiten mit ihren Löffeln vorrücken, zur Wiederaufrichtung und Herstellung der hergebrachten Freiheiten teutscher Nation!" Der Deutsche kommt nicht zur Ordnung und erst recht nicht zur Größe außer durch den Zwang einer überlegenen und zielbewußten Macht, die ihn bestimmt und führt und seine Eigenbrödelei und Starrköpfigkeit zur Einheit zwingt. Das ist bisher nur durch die Monarchie und durch Persönlichkeiten gelungen, die sich in ihren Dienst gestellt haben. Deutschland hat sich in der Phantasie nach dem ewigen Kaiser gesehnt und durch die Jahrhunderte von ihm geredet und gesungen. In der Wirklichkeit hat es ihn verworfen, nachdem er ihm kaum geschenkt war. Sollte das Sehnen der Geschlechter ein Irrtum gewesen sein? Ich glaube es nicht. Der deutsche Kaiser wird wiederkommen, wenn alles andere bankerott ist, um den mühseligen Aufbau von neuem zu beginnen. Vielleicht ist den Deutschen durch die Unterbrechung ihrer Entwicklung und Kultur ein längeres Leben und Wirken in der Welt beschieden, wenn sie jetzt das Leben zu behaupten wissen. Sollte uns aber das Ende beschieden sein, so wäre es besser gewesen, im Sturm des Weltenbrandes kämpfend unterzugehen, wie es unsere Vorfahren geglaubt und erwartet haben. Denn nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

